

ARUNDA 66

LÖWENZAHN



WIRTSCHAFTEN IM RÄTISCHEN DREILÄNDERECK

ARUNDA 66 - LÖWENZAHN

WIRTSCHAFTEN IM RÄTISCHEN DREILÄNDERECK

INTERREG III ITALIEN - SCHWEIZ  
INTERREG III ITALIEN - ÖSTERREICH

KOORDINATION:  
HELMUT PINGGERA  
NADINE FLORA

REDAKTION UND GESTALTUNG:  
GIANNI BODINI



Wo Waren reisen,  
reisen oft auch Ideen mit.



Die positive wirtschaftliche Entwicklung unserer Region muss uns allen ein zentrales Anliegen sein. Von ihr hängen die Sicherung unserer Arbeitsplätze sowie die regionale Wertschöpfung und damit unsere Existenzgrundlage ab. Um die Wirtschaftsförderung regional zu bündeln und effizient weiter zu entwickeln, haben die politischen Regionalverbände „Pro Engiadina Bassa“ (PEB) und „Corporazioni Regionala Val Müstair“ (CRVM) im Jahre 2001 das „Wirtschaftsforum Unterengadin / Val Müstair“ gegründet. Dabei handelt es sich um ein 12-köpfiges Gremium, mit Vertretern aller Branchen der regionalen Wirtschaft. Der Grundauftrag des Wirtschaftsforums ist es, Projekte umzusetzen, die unsere Wettbewerbsfähigkeit verbessern, sowie die Gemeinden und politischen Regionalverbände im Rahmen ihrer Wirtschaftspolitik zu unterstützen. Bei kritischer Analyse unserer künftigen Entwicklungsmöglichkeiten kommen wir nicht um die Beurteilung herum, dass wir in den kommenden Jahren mit grossen wirtschaftlichen Herausforderungen konfrontiert sein werden. Dabei haben wir uns, neben veränderten Rahmenbedingungen insbesondere durch die neue Regionalpolitik des Bundes, auch der zunehmenden Geschwindigkeit von Veränderungen auf den Märkten zu stellen. Zur Schaffung einer guten Ausgangslage müssen notwendige Grundvoraussetzungen erfüllt werden. Dabei geht es u.a. um den Aufbau einer branchenübergreifenden Verkaufsstrategie, verstärkt regionales Denken und Handeln sowie um die Nutzung bestehender Stärken - eine qualitative Entwicklung im Einklang mit der Erhaltung unserer intakten Natur- und Kulturlandschaft.

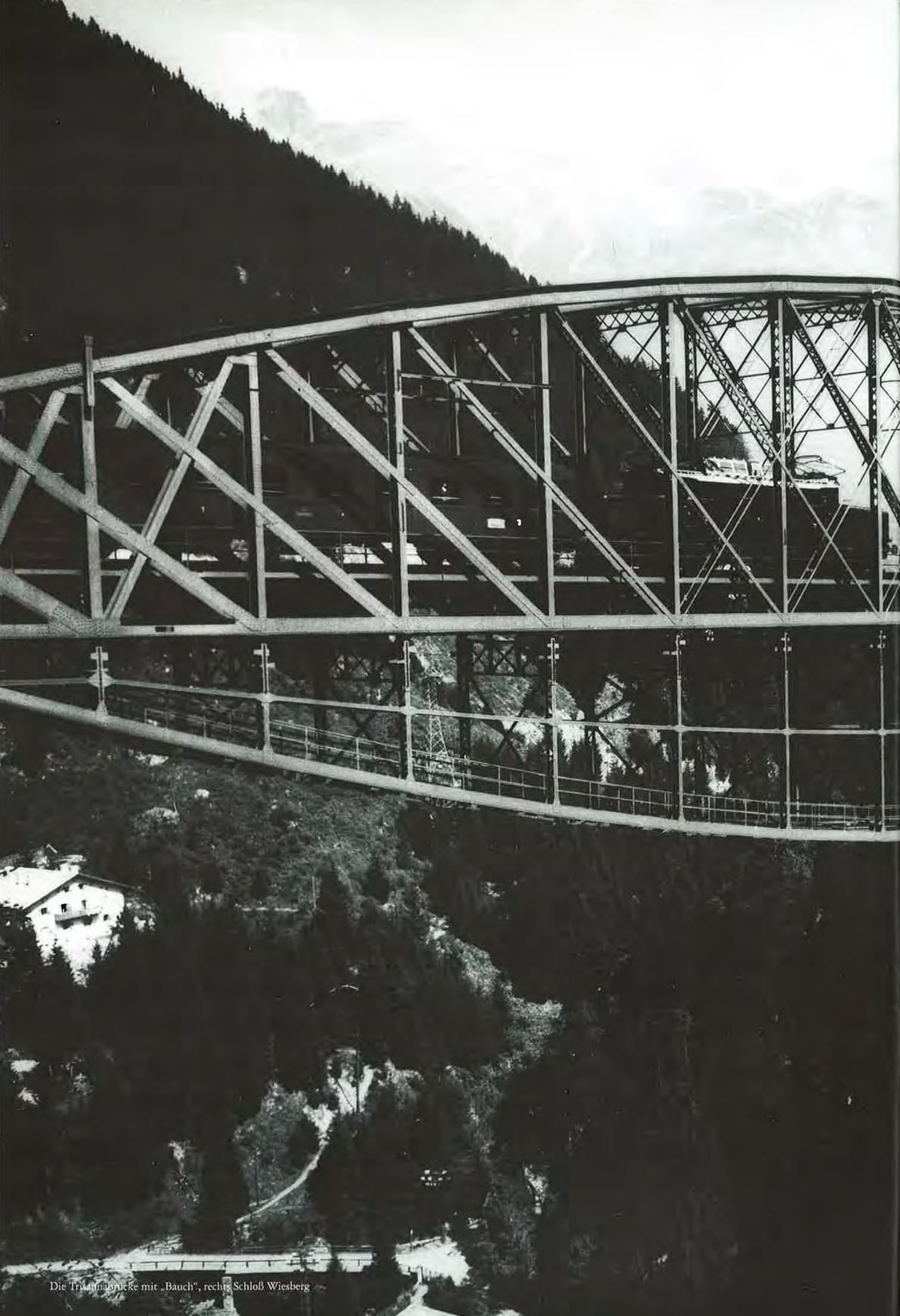
*Philipp Gunzinger - Präsident Wirtschaftsforum Unterengadin / Val Müstair*

Die ersten Kontakte zu einer organisierten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen den Regionen Vinschgau und Bezirk Landeck gehen auf das Jahr 1992 bzw. auf die erste „Vinschger Leistungsschau“ in Glurns zurück. Mit Eintritt in die EU mit 1.1.1995 bzw. mit Abwicklung des Programmes Interreg II wurden diese Kontakte auf die Regionen Vinschgau, Unterengadin/Münstertal und Bezirk Landeck ausgeweitet und konnten damit Projekte in den Bereichen Kultur, Tourismus, Bildung/ Schulen, Wirtschaft, Landwirtschaft erfolgreich abgewickelt werden. Mit Herausgabe dieses ersten Interreg-Magazines soll die positive überregionale Zusammenarbeit dokumentiert werden, wobei sich jede Region mit kulturellen und wirtschaftlichen Schwerpunkten einbringt. Das Interreg-Programm will den Fokus der Betrachtung weg von Zentralräumen hin zu den Grenzregionen richten. Grenzen, die über Generationen bestanden sind, haben sich auch in den Köpfen der Bewohner manifestiert. Erst wenn die Bewohner in diesen Grenzregionen ihre Entwicklungschance im gemeinsamen überregionalen Handeln erkennen und diese Zusammenarbeit auch auf Nachhaltigkeit ausgerichtet ist, kann von einem Erfolg des Interreg-Programmes gesprochen werden. Uns allen ist bewusst, dass wir hiezu noch einen langen Weg vor uns haben und wollen wir die Chance, die das Interreg-Programm IV ab 2007 uns eröffnet, auch nützen!

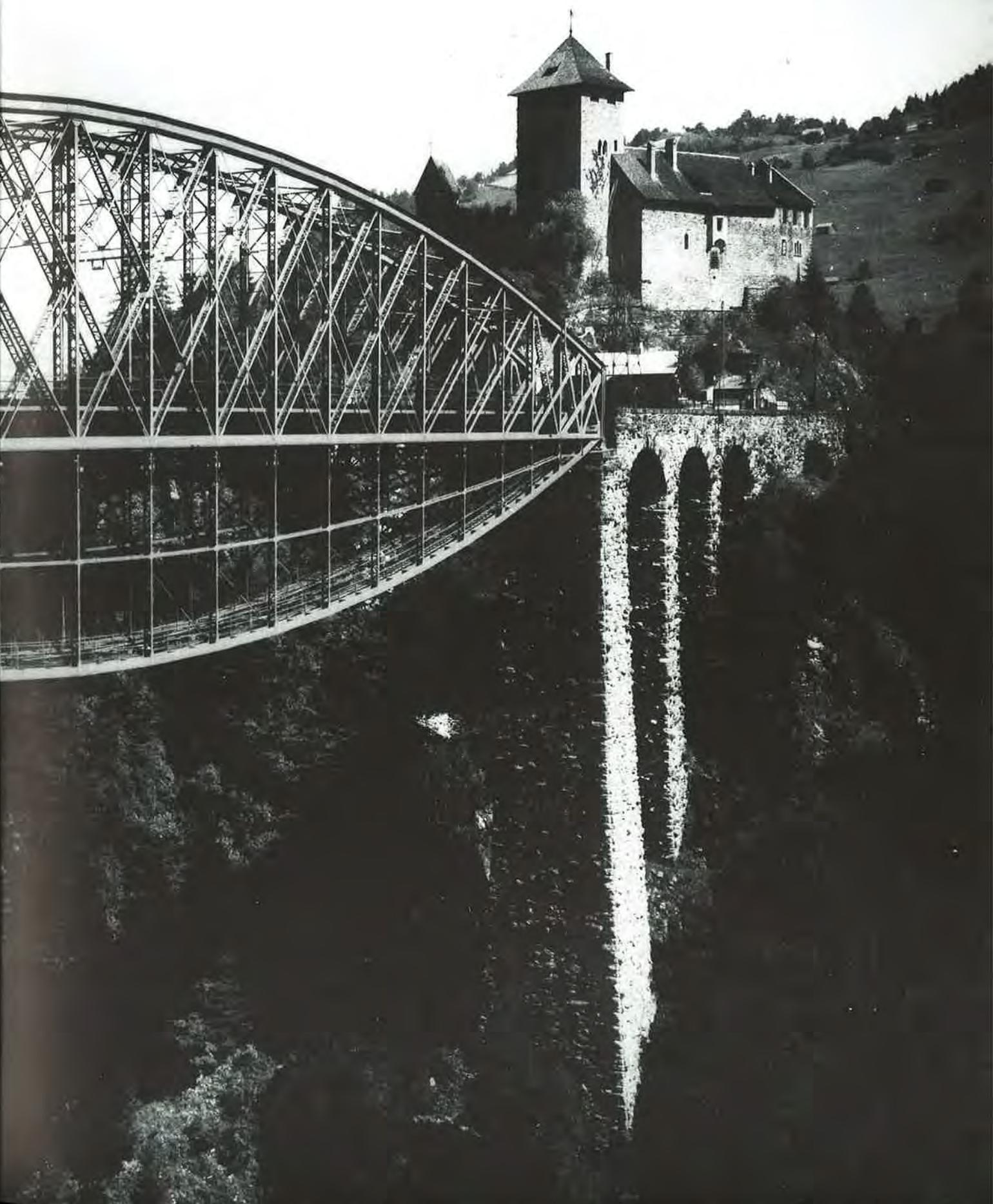
*Dr. Siegfried Gomb - Obmann Verein MIAR Landeck*

Unser Land im Gebirge ist seit jeher ein Durchzugsland. Die alten Kaiserstrassen führten über den Reschen, St. Johann im Müstair und das Wormser Joch nach Pavia und über den Brenner nach Süden. Seit jeher haben die Menschen in den Alpentälern aber auch mit der Natur gerungen und in ihr bescheidenes Auskommen gefunden. Mit viel Fleiss und wohl auch mit Leidenschaft haben sie sich ihre Heimat geschaffen und mit den Nachbarn Wirtschaft betrieben. So sind viele Bilder in Südtirol und in Nordtirol, aber auch in Graubünden gleich. Und auch viele Geschichten gleichen sich: in diesem Interreg-Magazin sind sie mit Gefühl ausgewählt und dargestellt. Interreg 3, das Europaprogramm für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit hilft uns und unseren Leuten, den Grenzraum auch für die Zukunft zu gestalten und damit kann er weiterhin Heimat sein. Erfolgreich wirtschaften ist dafür eine der Grundlagen und eine Voraussetzung dafür ist sich zu kennen. Mit diesem Interreg-Magazin ist das sehr viel leichter geworden.

*Dr. Luis Durmwaldler, Landesbaupflichtmann von Südtirol*



Die Trüffelbrücke mit „Bauch“, rechts Schloß Wiesberg





# INHALTSVERZEICHNIS

- GENETIK UND GESCHICHTE	G.K. Pinggera	10
- PÄSSE UND ÜBERGÄNGE	G.K. Pinggera	12
- DIE RÖMISCHE VIA CLAUDIA AUGUSTA IN TIROL	G. Grabherr	14
- MIT ZENTNERSCHWEREN SÄCKEN AUF SCHLEICHWEGEN	M. Dietl Sapelza	18
- MIT 40 KILO TABAK, KAFFEE UND SACHARIN ÜBERS JOCH	H. X. Wenzel	20
- WIRTSCHAFTLICHE ASPEKTE IM ALTEN GLURNS	S. Marseiler	22
- LANDSCHAFT KONTRA TECHNIK - DIE ARLBERGBAHN	I. Zimmermann	24
- DER VINSCHGER ZUG - EIN INNERALPINER WELLNESS-ZUG	G. Schöpf	28
- DIE NEUE VINSCHGERBAHN	K. Perfler	30
- ALBERTINI, ERHART, MAYR. DREI KÜNSTLER	G. Zechberger, F. Waldner	32
- DAS GANGLIEG VON SCHLUADERNS	H. Steiner	34
- KLOSTER MÜSTAIR IM WANDEL	J. Goll	36
- DREI FRAGEN AN KARL DEN GROSSEN	W. Gamper	38
- IN DEN BILDERN MEINER KINDHEIT..	L.S. Stecher	40
- MARMOR, MENSCHEN, MACHT UND MISTHAUFEN	H. Telfser	42
- DIE LAASER FACHSCHULTRADITION	F. Waldner	46
- WO DIE WIEGE DES SKILAUPS STEHT	I. Zimmermann	48
- BOGN ENGIADINA SCUOL - UNTERENGADINER BADETRADITION	M. Merz	52
- TIROL SCHLÄGT WELLEN	S. Schulz	54
- REGION MIT BIKEQUALITÄTEN	M. Nydegger	58
- IM LANTECH WEHT DER UNTERNEHMERGEIST	S. Volgger	60
- HOPPE: DAS GESUNDE UNTERNEHMEN	C. Hoppe	62
- DIE ARVENARCHE VAL MÜSTAIR	W. Gamper	64
- EVELIN FRANK - EINE INNOVATIVE CHEFIN AUS DEM VINSCHGAU	G. Bodini	65
- DAS UR-PAARL	A. Carillo	66
- DER MARKT VERLANGT NACH NEUEN IDEEN	I. Zimmermann	68

# GENETIK UND GESCHICHTE

Genetische und genealogische Erforschung von Bevölkerunginseln in den Alpentälern Südtirols und des Engadin durch das Institut Genetische Medizin an der Europäischen Akademie in Bozen.

Seit Herbst 2002 haben es sich 10 junge Wissenschaftler, unter der Leitung von PD Dr. Peter Paul Pramstaller, zur Aufgabe gemacht, „Mikroisolate“ in den Mittel- und Hochgebirgstälern Südtirols medizinisch-genetisch zu erforschen. Stills, Langtaufers, Martell im Vinschgau waren bisher die Stationen der Untersuchung, über Jahrhunderte abgelegene Dörfer in Ladinien und im Engadin werden in den kommenden 2 1/2 Jahren wissenschaftlich analysiert. Ein Team von 4 Wissenschaftlern ist mit historischer Arbeit beschäftigt: Stammbaumerhebungen über nahezu 15 Generationen, deren Analyse und Auswertung in biodemographischer, genealogischer, medizingeschichtlicher Hinsicht und die Bereitstellung dieser Informationen für die medizinische und genetische Forschung sind die Arbeitsfelder, denen sich die Mitarbeiter des Instituts „Genetische Medizin“ in ihrer Forschungsabteilung „Alpine Medizingeschichte“ an der EURAC (Europäische Akademie) in Bozen widmen.

Je ähnlicher sich Menschen sind, sei es in Bezug auf ihre Gene als auch auf ihre Umwelt, desto leichter lassen sich unterscheidende Merkmale, die entweder Krankheiten auslösen oder Phänomene wie Langlebigkeit bedingen, identifizieren. Genetisch geschlossene Gesellschaften, welche auf einige wenige Vorfahren zurückgeführt werden können, so genannte „Gründerpopulationen“, finden wir in abgelegenen Bergtälern und -dörfern Südtirols, aber auch in jenen Graubündens, damit sind Voraussetzungen für eine derartige Forschung gegeben.

Geographische und kulturell-linguistische Inseln der deutsch- oder ladinischsprachigen Bevölkerung Südtirols oder der rätoromanischen Graubündens sind archäologisch seit der Jungsteinzeit, bzw. insbesondere seit der Metallzeit nachgewiesen. In diesen Räumen werden von der Geschichtsforschung ähnliche Kulturkreise und Siedlungsvorgänge, vor allem im Zusammenhang mit der Bergbautätigkeit und dem Landesausbau, beschrieben. Interdisziplinäre Zusammenarbeit, auf dem Gebiet der Humangenetik und der historisch-genealogischen Forschung, ermöglichen genauere Aussagen über Herkunft und Alter dieser Bevölkerung. Daraus können Schlüsse über Wanderbewegungen in unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Horizonten gezogen werden.

Geschichtlich-genealogische Studien bilden durch die Beschreibung dieser Bevölkerunginseln und die Erstellung von Genealogien, die die letzten 400 Jahre umfassen, eine wichtige Grundlage für die medizinisch-genetische Forschung. Besonderer Schwerpunkt eines Kooperationsprojektes im Rahmen Interreg III A, Schweiz-Italien, ist die genealogische, die historisch-demographische und biodemographische Erforschung von historischen Quellen, deren Aufbereitung, Analyse und Auswertung, daraus können eine Reihe neuer Erkenntnisse zur Bevölkerungs- und Siedlungsstruktur gewonnen werden.

Diese Studien sind bedeutsam, um Einblicke in die Populationsstruktur des oben beschriebenen überregionalen Kulturraumes zu erhalten, Grundlagen, um auch Studien im Bereich der Populationsgenetik und der genetischen Ursachen- und Grundlagenforschung wie sie am Institut „Genetische Medizin“ an der Europäischen Akademie/Bozen für Südtirol durchgeführt werden, zu ermöglichen.

*Gerd Klaus Pinggera*



Kinderreiche Familie, Stils um 1900.

# PÄSSE UND ÜBERGÄNGE

Verkehrswege waren die eigentliche Lebensader Tirols, dem „Land im Gebirge“, wie man lange Zeit sagte. Verkehrswege ermöglichten den wirtschaftlichen Austausch mit den Nachbarregionen, sie sicherten die wirtschaftliche Existenzfähigkeit dieses zentralen Alpenraumes über Jahrhunderte.

Die ältesten Verkehrswege in den Alpen gingen nicht, wie man heute annehmen möchte, den Talniederungen oder Berglehnen entlang. Entsprechend der Nutzung für Handel, Bergbau, Jagd- und Forstwirtschaft führten Höhenwege, die sich der Geländeform anpassten, über Berge, Täler und Jöcher, entlang von Bergkämmen, über Sättel und Grate, in Höhenlagen zwischen 1500 und 3000 m.

Erst für die Römerzeit, da man sowohl in der Straßenbau- als auch Militärtechnik sowie in der

Urbarmachung von Sumpfböden einen hohen Standard erreicht hatte, kann man an den Ausbau breiter Fahrstraßen an den Hängen der Talniederungen denken.

Im Zusammenhang mit der römischen Eroberung unserer Region 15 v. Chr. kann man den Ausbau des Saumpfades durch das Veltlin, über das Wormserjoch in den Oberen Vinschgau, als Parallele zur „via Claudia Augusta“ sehen.

Ein Weg, der in eingeschränkter Weise für den Handel ebenso wie für Kriegszüge, für Reisen oder Transporte, für die Jagd und den Viehtrieb, genutzt werden konnte. Vor allem aber verband das Wormserjoch, der heutige Umbrailpass, über welchen man vom Comosee durch das Veltlin nach Bormio kommend, ins Münstertal und zum Reschen zog, die Lombardei auf kürzestem Weg mit dem süddeutschen Alpenvorland und der na-

hen Schweiz. Nicht nur in der Urzeit, bis in unsere Tage sollten diese Passübergänge ihre Bedeutung, wenn auch in unterschiedlicher Nutzung und Intensität, beibehalten. (Abb. Stilfserjoch)

Der hochmittelalterliche Siedlungsausbau setzte im 13. Jh. mit einer allgemeinen Bevölkerungszunahme ein, es war der Beginn des Handelsverkehrs, der Städtegründung, des beginnenden Bergbaus. In Tirol spielte seit dem 15. Jh., bis in die frühe Neuzeit, der Erzbergbau eine nicht unbedeutende Rolle. Es war jene Zeit, als der Alpenraum zunehmend besiedelt wurde, als die politische Bedeutung der Beherrschung der Passverbindungen wichtig wurde, und die Partikularegalen sich zu behaupten begannen.

Seit dem Mittelalter wurde in Tirol ein Wegesystem entwickelt, das sämtliche Haupt- und Seitentäler durchzog, bestehend aus überregionalen Landstraßen, Fahrwegen und sogenannten Sämerschlägen über die Jöcher, als kürzeste Verbindungsrouten innerhalb der Gebirgswelt, aber auch in das unmittelbare nördliche und südliche Alpenvorland. Im Mittelalter wurden entlang



dieser Routen Klöster und Hospize gebaut, allein daran kann man die Frequenz des Verkehrs und die Bedeutung des Raumes ablesen. Markt- und Handelsrechte sicherten das Fortbestehen dieser Verkehrsverbindungen zwischen Nord und Süd, welche große strategische Bedeutung für die deutschen Kaiser besaßen.

Der Verkehr verteilte sich über das ganze Land, erst mit dem künstlichen Ausbau zogen die Hauptverkehrsadern die Transporte und Reisen an.

Das Rodfuhrwesen war für Tirol sehr wichtig, da der Warentransport sicher und regelmäßig über das schwierige Gelände der Alpen verkehren musste. Hierbei ergaben sich für die einheimische Bevölkerung der Haupt- aber auch Seitentäler zahlreiche gute Verdienstmöglichkeiten. Als Transportmittel wurden Saumtiere oder mit Pferden und Ochsen bespannte Wagen eingesetzt. Sie konnten eine Last von 150 -500 kg, in Körben und Fässern gefüllt, in Ballen gebunden, transportieren.

Im Zuge der Industrialisierung Europas im 18. u. 19.Jh. war der Ausbau eines leistungsfähigen Straßen- und Schienennetzes unabdingbar. Als in England und Deutschland die ersten Eisenbahnen in Betrieb gingen, errichtete man über die Alpen hinweg gut ausgebaute Passstraßen, über St. Gotthard, Simplon, Splügen und Stilfserjoch. Die rasante Entwicklung im Schienenverkehr drängte jedoch schon bald die Bedeutung dieser Verkehrswege in den Hintergrund.

Ende des 19. Jh. Jahrhunderts ging man schließlich daran, auch die Seiten- und Nebentäler allmählich mit fahrbaren Straßenstrecken zu erschließen, dies geschah vor allem im Interesse des Fremdenverkehrs. Nun sollte sich die Situation für die Bevölkerung in den Berggebieten um einiges bessern, da man nun neue Einkünfte im Verkehrswesen und im Fremdenverkehr allmählich erschloss.

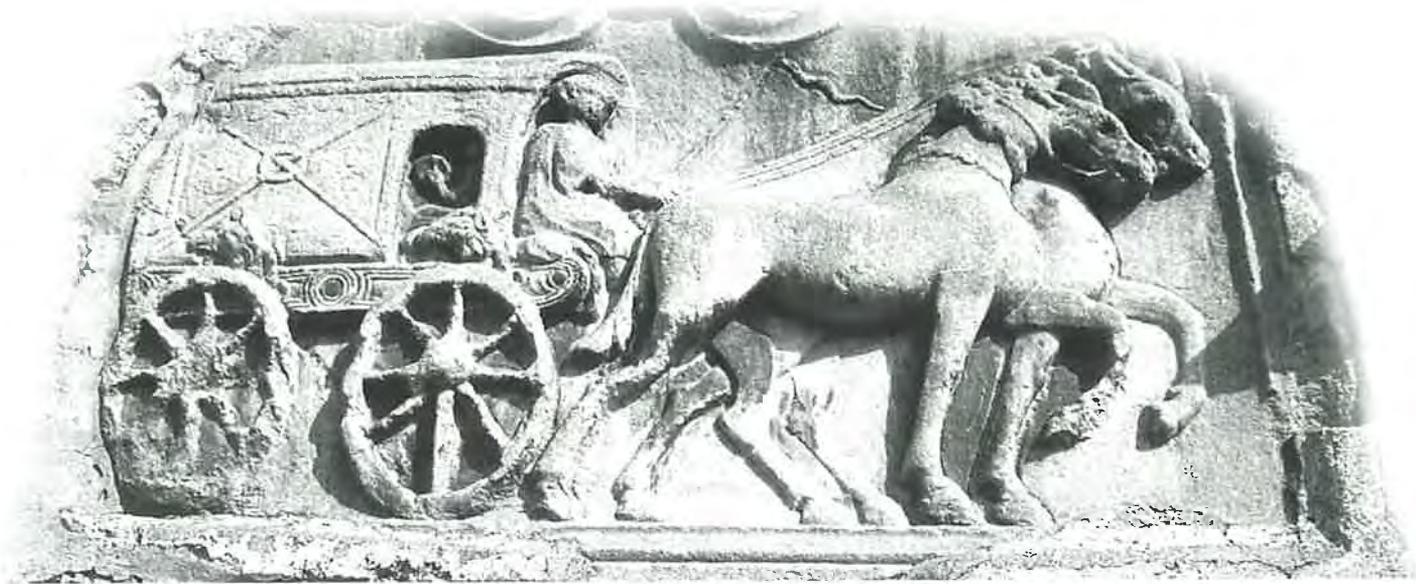
Es waren natürliche Bedingungen, sich widerstrebend und dennoch ergänzend, welche die wirt-

schaftliche Entwicklung Tirols prägten und damit eigentlich erst das schufen, was man als politische Einheit, als „Grafschaft Tirol“ zusammenfügte, um es in mehreren hundert Jahren aus- und aufzubauen. Die raue, karge und abgeschiedene Hochgebirgslandschaft einerseits, die zentrale Lage und Brückenfunktion für europäische Interessen im mittleren Alpenraum andererseits. Zwei Aspekte, die sich gegenseitig befruchteten und die Mobilität förderten, denn einerseits war die existenzielle Ausbaufähigkeit äußerst begrenzt, andererseits boten die Ausfallstraßen immer die Möglichkeit in den Nachbarländern Arbeit und Existenz zu finden. In Krisenzeiten boten die abgelegenen Täler ein natürliches Schutz- und Rückzugsgebiet, bei prosperierender Wirtschaft, schließlich erfolgte der Wanderstrom wieder in umgekehrte Richtung.

*Gerd Klaus Pinggera*



# DIE RÖMISCHE VIA CLAUDIA AUGUSTA IN TIROL



Die Via Claudia Augusta ist die einzige römische Straße durch Tirol, deren antiker Name uns noch heute bekannt ist. Er ist auf zwei römischen Meilensteinen überliefert, die in den Jahren 46/47 n. Chr. in der Regierungszeit des Kaisers Claudius (41-54 n. Chr.) aufgestellt wurden. Der eine wurde 1552 bei Rabland im Vinschgau, der andere 1786 eingemauert in der Kirche von Cesio Maggiore bei Feltre entdeckt. Ein dritter Meilenstein ist 1849 in Eys gefunden worden, wurde aber bald an einen Meraner Bildhauer verkauft, der daraus eine Grabplatte herstellte. Ob dieser Stein bei der Auffindung eine Inschrift trug, ist nicht bekannt. Aus den Inschriften der Steine von Rabland und Cesio geht hervor, dass schon Drusus im Zuge des Alpenfeldzugs unter Kaiser Augustus 15 v. Chr. die Straße nach der Eroberung des Territoriums der Alpen und deren Vorland bis zur Donau angelegt hat, und Claudius sie nun (wohl zur *via publica* - also zur Staatsstraße) ausgebaut hat. Als Ausgangspunkt der Straße wird auf dem Meilenstein von Cesio Altinum und auf dem Rablander Stein der Po angegeben. Als Endpunkt scheint auf beiden Steinen die Donau auf. Diese Nennung zweier auf den ersten Blick unterschiedlicher Ausgangsorte ein und derselben Straße führte zur Annahme zweier Zubringerstraßenzweige, die sich in Tridentum/Trient verein-

nigten. Der östliche Ast führte von Altinum/Altino aus, dem wichtigen Seehafen auf halber Strecke zwischen Ravenna und Aquileia, über Feltria/Feltre und die Valsugana nach Trient, der westliche Zweig nähme seinen Ausgang wohl in Hostilia/Ostiglia am Po und erreichte Trient über Verona. Es konnten auf beiden Streckenführungen bisher römische Straßen nachgewiesen werden, jedoch dürfte der Name Via Claudia Augusta nur für die Strecke von Altinum aus zutreffend sein. Der Po mit seinen Nebenflüssen bildete in der Antike nach der Überlieferung des Plinius (*Naturalis Historiae* III, 117 ff.) im Mündungsbereich die *septem maria* (sieben Meere) und eine ausgedehnte Sumpflandschaft, welche im Norden bis über die Brentamündung hinausreichte. Somit lag Altinum gleichsam am nördlichsten Rand des Podeltas. Ebenso zeigt die Erwähnung des Po als Ausgangspunkt und der Donau als Zielpunkt der Via Claudia die propagandistische Komponente römischer Meilensteine, bei der eine Straße als Verbindung zwischen dem größten Strom Italiens und dem größten, den Römern bekannten Strom Europas als bedeutende Klammer und Zeichen der überragenden, omnipräsenten Herrschaft Roms erscheinen musste. Der weitere Verlauf von Trient nach Norden ist weitgehend gesichert. Die Via Claudia Augus-

ta zieht über Bozen in den Vinschgau (Meilenstein von Rabland), über den Reschenpass und Nauders, dem antiken Inutrium, ins Inntal. Dem Inn (*Aenus*) folgt sie bis Imst (Umiste), wo sie sich nordwärts ins Gurgltal wendet und über den Fernpass und das Zwischentoren den Lech (*Licca*) bei Reutte erreicht. Diesen begleitet die Via Claudia über Füssen (*Foetes*) und Augsburg (*Augusta Vindelicum*) bis zum Kastell Submuntorium/Burghöfe an der Donau, der damaligen Grenze des Imperium Romanum.

Im Allgemeinen weisen römische Hauptstraßen einen mehrschichtigen, zu einem meist ca. 9 Meter breiten Damm aufgeschütteten Straßenkörper auf, der mit einer Kiesfahrbahn abgedeckt ist und von seitlichen Drainagegräben begleitet wird. In Städten und bei den republikanischen Straßen Italiens bestand die Fahrbahn aus Pflastersteinen, wie von der Via Appia her hinlänglich bekannt. Das für den Straßenbau ungünstige alpine Gelände veranlasste die römischen Ingenieure, auch andere Bautechniken anzuwenden.

In den Jahren 1992 bis 1995 führte das Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck an der Via Claudia Augusta in einem Abschnitt zwischen Biberwier und Lermoos Ausgrabungen durch, wo diese in schnurgerader Führung das Lermooser Moos, einem zum Torf-

moor verlandeten See, durchquert. Um auf diesem weichen Untergrund einen festen Schotterkörper als Fahrbahn zur dauernden Benutzung aufzuschütten, bedurfte es eines hölzernen Unterbaus, der die Straße tragen konnte. Da aber auch bei den im Verlauf der römischen Herrschaft anfallenden Straßenreparaturen natürlich der hölzerne Unterbau immer wieder ausgetauscht oder erneuert werden musste, konnte erstmals eine genaue chronologische Entwicklung einer römischen Staatsstraße durch dendrochronologische und palynologische Untersuchungen bestimmt werden. Bemerkenswert ist, dass das aus den Schlagdaten der für die Basislage verwendeten Bauhölzern erschlossene Baujahr genau mit dem aus den Meilensteininschriften überlieferten Datum 46 n. Chr. übereinstimmt. Reparaturarbeiten in größerem Umfang, die teilweise einem Neubau entsprachen, sind für die Jahre 74, 95 und 102 n. Chr. nachweisbar. Im 2. Jahrhundert sind häufig Holzlagen eingebracht worden, was auf eine intensive Benützung der Straße schließen lässt. Gegen Ende des Jahrhunderts ist ein deutlicher Rückgang der Instandhaltungstätigkeiten zu konstatieren, der in einer zumindest teilweisen Verödung der Moorstraße in der Zeit von 260/270 n. Chr. gipfelt. Dieser Rückgang fällt zeitlich mit Baumaßnahmen an der Brennerstraße zusammen, die durch Meilensteine seit der Regierungszeit des Septimius Severus (193-211 n. Chr.) überliefert sind. Die Baumaßnahmen am Prügelpfad wurden 279 n. Chr. wieder aufgenommen, jedoch wurde die Straßenbreite auf die Hälfte zurückgenommen, und anstelle einer Schotteroberfläche dienten nun die Holzstämme selbst als Fahrbahn. Den letzten dendrochronologisch nachweisbaren Ausbau erfuhr die Moorstraße 374 n. Chr. unter Kaiser Valentinian I. Eine Weiterbenützung der Wegtrasse bis ins 6. Jahrhundert legt der palynologische Befund nahe.

Neben dieser Verkehrsabwicklung quasi „über Stock“ wählten die Römer im felsigen Gelände auch die Variante „über Stein“, indem der Felsenuntergrund zu einer ebenen Fläche abgearbeitet wurde und als Fahrbahn diente.

Nach langjährigem intensivem Wagenverkehr gruben sich die Wagenräder auch in diesen harten Untergrund allmählich ein und es entstanden Geleisrillen als Wagenspur. Bisher sind solche entlang der Via Claudia Augusta in Tirol auf der Fließer Platte, am Fuße der Kronburg, am Milser Berg, auf der Südrampe des Fernpasses, beim Weißensee, am so genannten „Scharfen Eck“ nördlich Biberwier und auf der Nordrampe des Stiglbirg bei Pinswang bekannt.

Aufgrund der unterschiedlichen Spurweiten von 107 cm in römischer Zeit und 100 cm im Mittelalter und der frühen Neuzeit ist nur für die Geleisestraßenstücke im Umfeld der Fließer Platte und am Fuß der Kronburg eine Entstehung in der Antike nachweisbar. Aber auch an diesen Stellen begleiten mittelalterlich-neuzeitliche Geleisrillen die römischen.

Weiters gruben sich die Räder von Fuhrwerken mit 107 cm Spurweite auch in die Holzstämme der römischen Straße durch das Lermooser Moor ein, wodurch der antike Ursprung dieser Spurweite bewiesen wird.

Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert sind außer einigen kleinräumigen Streckenverlegungen im Verlauf der Via Claudia Augusta lediglich die Übergänge des Finstermünz- und Fernpasses sowie die Routen über Fließ, Rifenal, Strad und den Stiglbirg bei Pinswang aufgegeben worden, ansonsten verlief der Alpen transit weiter auf der römischen Staatsstraße.

Die, von den neuen Tunnelabschnitten abgesehen, heute noch befahrene Straße von der Kajetanbrücke über Hochfinstermünz zur Festung Nauders ist nach Plänen von Ghega und Dui-

le 1854 fertig gestellt worden und ersetzte die bis dahin genutzte römische Führung. Der letzte nachweisliche Ausbau der von der Pontlatzer Brücke über Fließ nach Landeck führenden römischen Fahrstraße erfolgte 1666.

Danach wurde eine erste Straße unten durch die Innschlucht südlich von Landeck gebaut. Diese teilweise auf der ortographisch linken Innseite verlaufende Straße ist allerdings schon durch die Überschwemmungen des Jahres 1774 endgültig zerstört worden, was zum Bau der noch heute verwendeten Trassenführung unterhalb des Landecker Schlosses 1776 führte.

Vom steilen Weg über Rifenal wanderte der Verkehr im 14. Jahrhundert mit dem Bau der Innbrücke bei Zams auf die nördliche Talseite. Der Verlauf im Gurgltal über Strad ist schon in der von Peter Anich 1774 angefertigten Karte von Tirol nicht mehr verzeichnet, und die Überwindung der Gegensteigung am Stiglbirg bei Pinswang wurde erst durch den Bau der Ulrichsbrücke Ende des 18. Jahrhunderts obsolet.

Entlang römischer Staatsstraßen unterhielt der Cursus publicus - die römische Reichspost - Straßenstationen, die den amtlichen Kurierdienst und Verkehr aufrechtzuerhalten hatten. Diese lagen üblicherweise im Abstand einer Tagesreise voneinander entfernt, was je nach Gelände etwa 25 bis 40 km betrug. Hier wurden Zug- und Reittiere sowie Quartiere für die Nacht bereitgehalten, um eine bestmögliche Funktion der für die Verwaltung des Reiches erforderlichen Nachrichtenverbindungen zu gewährleisten. Unerlässlich für solche Pferdewechselstationen (mutationes) waren in jedem Fall Ställe, Wagenschuppen und Speicherbauten für die Futterlagerung sowie Wohn- und Arbeitsräume für die Bediensteten. Bei den größeren Rasthäusern (mansiones) ist zusätzlich mit entsprechenden Unterkünften für die Reisenden in einer Herberge zu rechnen. Weiters

können Badegebäude den Komfort erhöht haben, und kleine Heiligtümer mögen dem Reisenden dazu gedient haben, die Götter um eine glückliche Reise zu bitten oder für eine ebensolche zu danken. Handwerksbetriebe wie Schmieden waren für die Instandhaltung des Fuhrparks verantwortlich. Für die polizeiliche Überwachung der Straßen waren die Beneficiarii - für Sicherungsaufgaben abkommandierte Militärs - zuständig. Diese Posten konnten auch an Straßenstationen angeschlossen sein.

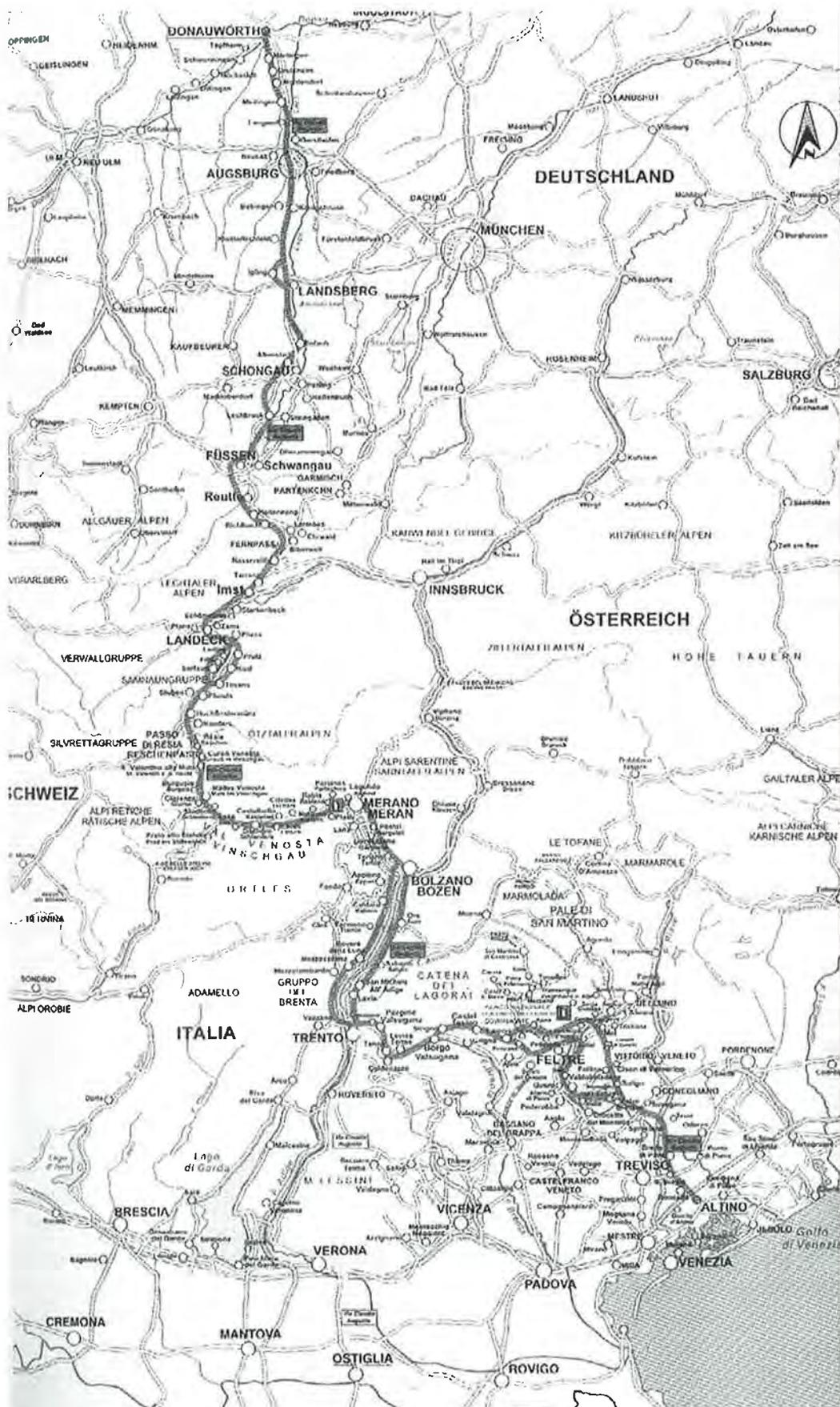
Am Tiroler Abschnitt der Via Claudia Augusta ist eine römische Straßenstation in Biberwier am Fuß des Fernpasses lokalisiert und 1999 und 2000 vom Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck in Teilen archäologisch untersucht worden. Sie liegt an einem markanten Platz entlang der römischen Straße am Übergang von der Bohlenstraße durch das Lermooser Moor zum steilen Anstieg Richtung Fernpass. Von dem wohl mehrere Gebäude umfassenden Ensemble wurden bisher ein Holzgebäude des 1. Jahrhunderts n. Chr. mit 125 m<sup>2</sup> Grundfläche wie auch Abfallgruben derselben Zeitstellung und ein vermutlich spätantik-frühmittelalterliches Körpergrab ausgegraben. Die bei den Grabungen und entlang des Straßenverlaufs geborgenen Funde zeigen deutlich die weitläufigen Handelsverbindungen und -ströme im Römischen Reich auf, die eben auch über die Via Claudia Augusta verliefen. Feinkeramik, wie beispielsweise das glänzend rote Tafelgeschirr Terra Sigillata, wurde aus Oberitalien, Südfrankreich, dem Rhôneal und dem Rheinland importiert. Einfacheres Kochgeschirr stammt in der Form von so genannter Auerbergware aus dem Bereich des Pustertales, und Kochtöpfe aus Lavezgestein sind zwischen dem Val d'Aosta und Graubünden hergestellt worden. Man scheute in römischer Zeit auch nicht die Mühen, um Wein aus der Ägäis nach Biberwier an den Nordrand der Alpen zu bringen. Die größten Übereinstimmungen des Fundgutes aus Biberwier sind mit den frührömischen Siedlun-

gen im bayerischen Alpenvorland gegeben, was eine enge kulturelle Verbindung impliziert. Weitere Straßenstationen an der Via Claudia auf Tiroler Boden werden in Nauders, Pfunds, Prutz, Landeck, Imst, Dormitz, Bichlbach und Breitenwang vermutet.

Die Via Claudia Augusta stellte zusammen mit der Brennerroute die wichtigste Alpentransversale zwischen Deutschland und Italien im östlichen Alpenraum dar. In den Zeiten, als kein Fahrweg durch die Eisacksschlucht nördlich von Bozen bestand, war die Via Claudia Augusta sogar die einzige für den Fuhrverkehr wirklich taugliche transalpine Verbindung durch Tirol. Am Brennerweg musste, nachdem die römische Straße durch die Eisacksschlucht unpassierbar wurde, im Mittelalter wieder der beschwerlichere Weg über den Ritten benutzt werden, bis 1314 Heinrich Kunter einen Saumpfad anlegte, der im 16. Jahrhundert erneut zur Fahrstraße ausgebaut wurde. Hingegen ist die Via Claudia zumindest ab römischer Zeit ohne Unterbrechung benutzt und wenigstens norddürftig instand gehalten worden, wodurch in ihr ein bedeutender Faktor der Entwicklung der von ihr durchzogenen Talschaften gesehen werden kann. Dieser Umstand macht auch verständlich, dass die Via Claudia größtenteils in ihrem Verlauf bis in unser Jahrhundert weiterbenutzt wurde: Erst der Bau von Autobahn und Schnellstraße zog den Transitverkehr endgültig von ihr ab.

*Gerald Grabberr*





VIA CLAUDIA AUGUSTA

*dove si incontra l'arte, la storia e la natura  
wo Kunst, Geschichte und Natur zusammenreffen*



# MIT ZENTNERSCHWEREN SÄCKEN AUF SCHLEICHWEGEN

Im Schutze der Dunkelheit setzten sich von Santa Maria oder Müstair aus Gestalten in Bewegung, Tag für Tag, Sommer wie Winter, mit 40 Kilogramm schweren Säcken auf ihren Rücken. Zahllosen Schmuggler schleppten im vergangenen Jahrhundert Tonnen von Zigaretten, Saccharin und Kaffee über die Grenze nach Südtirol. Auf abgelegenen Steigen, durch felsiges Gelände, über Schneefelder und durch Bäche zogen sie ihre nächtlichen Pfade. Kleinbauern, junge Burschen und vereinzelt sogar Frauen schlichen „schwarz“ über die Grenze, angetrieben von der Not der damaligen Zeit. Der niedere Einkaufspreis der Ware in der Schweiz ermöglichte Gewinne bei deren Verkauf in Italien. Familienväter frönten dem illegalen Treiben, um ihre zahlreichen Kinder ernähren zu könnten. Junge Burschen lernten das „Schmugglerhandwerk“, weil sie sonst keine Arbeit fanden. Immer wieder wechselten sie ihre Routen, um die Kontrollposten auf dem Grenzstreifen zu umgehen.

Je extremer der gewählte Weg war, desto geringer war die Gefahr, erwischt zu werden. Viele kauften und verkauften die Ware selbst. Die meisten rackerten sich als Träger ab, im Auftrag von Geschäftsleuten aus ganz Südtirol. Diese organisierten die Schmugglertouren in großem Stil und gaben ihre Identität nicht preis. Es kursierten lediglich einige Spitznamen. Für ihre Mittelsmänner war es ein Leichtes, Leute zu verpflichten. Der Verdienst der Träger konnte sich sehen lassen. In den dreißiger Jahren gab es für einen Sack Zigaretten, zu je tausend Pakete, 200 Lire. Das war der Wert eines einjährigen Kalbes. In den 60er Jahren wurden 15.000 Lire bezahlt. Ein Waldarbeiter verdiente damals in acht Stunden 1.500 Li-

re. Für das Geld hatten Schmuggler einige Risiken zu tragen. „Mit einem Fuß im Grab, mit dem anderen im Gefängnis“, so beschreibt der 72-jährige Alfons Ortler vom „Maurhof“ bei Prad die Lage. Er schmuggelte von Mitte der fünfziger, bis Mitte der sechziger Jahre und war meist in einer acht- bis zehnköpfigen Gruppe bestehend aus Pradern und Lichtenbergern unterwegs. Ihre Feinde waren nicht nur die Grenzhüter, sondern Kälte, Eis, unwegsames Gelände und Lawinen. Mehrere illegale Grenzgänger bezahlten vor allem zu Beginn des Jahrhunderts mit ihrem Leben. Väter und junge Burschen aperten oft erst im Frühjahr aus. „Ein Vetter von mir ist im Schnee ums Leben gekommen“, erzählt Alfons, „Zweimal sind auch wir unter eine Lawine geraten, am „Chavalatsch“ und auf dem „Rifairer Schartl. Wir konnten uns zum Glück selbst befreien.“ „Taxis“ brachten die Männer oft bis zu zweimal wöchentlich nach Taufers i. M. Dort überquerten sie die „grüne“ Grenze bei Puntweil oder über „Sommaprada“. Ihr Ziel war Sta. Maria. Beim „Corradin“ standen die gefüllten Säcke bereit. Bei anbrechender Dunkelheit machten sich die Männer in Abständen mit der schweren Last entweder in Richtung „Chavalatsch“ auf den Weg, oder schlichen dem Rambach entlang. Witterten sie Gefahr, wichen sie über „Sommaprada“, den „Baustadlhof“, den Schlosshof und den „Eselweg“ aus, von wo aus sie Laatsch erreichten. Die Kapelle „Cosmas und Damian“ war zeitweise eines der Zwischenlager. Die Gefahr von den „Finanzern“ erwischt zu werden, war in der Talsohle größer. Vor allem im Sommer lagen sie in ihren Schlafsäcken versteckt auf der Lauer. Mit Gewehrsalven schreckten sie so manchen Schmuggler auf. Kamen diese in Be-

drängnis, warfen sie ihre Säcke ab und ergriffen die Flucht. Alfons musste seinen Sack einmal auf der Ram-Brücke in Rifair zurück lassen, als einziger der achtköpfigen Gruppe. Etwas sicherer vor „Finanzern“ waren die Steige über die Bergkämme, vor allem im Winter. Die meisten Grenzhüter mieden die eisigen Höhen. Deshalb wählten Schmuggler sehr oft diese Wege. Alfons und seine Begleiter wechselten ständig die Übergänge, von denen sie zwischen dem Stilferjoch und dem Glurnser Köpfl Dutzende kannten. Nach zwölf bis dreizehn Stunden Fußmarsch versteckten sie ihre Säcke auf Stilfer oder Lichtenberger Seite im Wald und brachten sie Tags darauf zu den Verladeplätzen, die ihnen genannt worden waren. Wer seinen Sack nicht über die Wegstrecke retten konnte, bekam kein Geld. Verbissen wurde bei Gefahr um jeden „Pinggel“ gekämpft. Alfons und seine Gruppe sahen sich auf der Lichtenberger Seite einmal von Finanzern umzingelt, entledigten sich ihrer Säcke und flohen. Die Ordnungskräfte gaben sich mit der „Beute“ zufrieden und zogen sich scheinbar zurück. Alfons wartete in unmittelbarer Nähe ab und behielt die Ware im Auge. Er wollte sich seinen Sack wieder zurückholen. Als er schon ganz nahe dran war, schlug vor ihm eine Gewehrkugel im Boden ein. Blitzschnell ergriff er erneut die Flucht.

Der 82-jährige Bruno Spiess aus Taufers i. M. stand schon mit zehn Jahren für seinen Vater Schmiere, als dieser vom Müstair aus über „Tsescheida“ im Avingatal mit Tabak und Kaffee heimwärts zog. Es war immer an den Tagen, in denen er als Schneider in Müstair auf „Stör“ war. Bis zum „Zehnersteig“ oberhalb des Klosterhofes musste er ihm entgegen gehen und auskundschaften, ob



Alfons Ortler (Maurhofer), Jahrgang 1932, Prad am Stilferjoch



Bruno Spiess (Bruno Stilzer), Jahrgang 1922, Taufers im Münstertal

die Luft rein war. Die Schmuggelware verkaufte der Vater an Bekannte im Ort. Schon bald begann Bruno selbst zu schmuggeln und tat sich mit Kollegen zusammen. Anfangs kauften sie noch beim „Conrad“ in Müstair Tabak in kleinen Mengen ein und handelten damit. Später verdingten sie sich als Träger oder schmuggelten auf Bestellung. Einmal wurden er und sein Begleiter dabei um zwei Säcke Kaffee betrogen. Zwei Laatscher, die die Bestellung aufgegeben hatten, zückten bei der Übergabe an der „Schaferhütte“ oberhalb von Laatsch die Pistolen und verschwanden mit den Säcken. In den Kriegsjahren versiegten die Schmugglerströme zeitweise. In den fünfziger und sechziger Jahren war Bruno erneut in Trägergruppen tätig. „Alles war bestens organisiert und lief in großem Stil und nach ausgeklügeltem Zeitplan“, erinnert er sich. Die Schmugglerwege führten meist durch das Tal. Umgeladen wurde nahe Rifair oder im Calvenwald. In Windeseile beluden die Männer die Lastwagen, die sofort wegfuhr. Nicht selten verschlossen

Grenzhüter ihre Augen. War dem nicht so, wurde es brenzlig. „In einer Nacht haben sie uns einmal 400 Kilogramm Zigaretten abgenommen“, sagt Bruno. Den Trägern entging der Tageslohn, und es folgten Hausdurchsuchungen bei mehreren Verdächtigen. Zu Beginn der sechziger Jahre wurden immer mehr Schmugglergruppen im Auftrag verschiedenster Händler tätig. „Die Jungen von Taufers haben fast alle geschmuggelt“, betont Bruno. Angeheuert wurden sie von älteren einheimischen Burschen, die die Fäden zogen. Viele selbst ernannte Chefs machten das große Geld. Die einen legten es auf die hohe Kante, die anderen gaben es in Nachtlokalen oder Spielkasinos in vollen Zügen aus. Ein Anführer habe, so wird erzählt, Geldscheine im Bierkeller in Prad an eine Leine gehängt und mit dem Feuerzeug in Brand gesetzt. Neid und Rivalitäten keimten auf. Es kam soweit, dass eine Gruppe der anderen systematisch die Ware abjagte. Der Ruf „Finanzer“ genügte, um die Männer der anderen Gruppe in die Flucht zu schlagen und die Säcke an

sich zu nehmen. Der „Trick“ flog auf, als wirkliche „Finanzer“ in der Nähe waren und von ihrer Schusswaffe Gebrauch machten. Es gab einen Verletzten. Durch Gewehrkugeln der Ordnungshüter kamen im Laufe der Jahrzehnte allerdings nur wenige Schmuggler zu Schaden. Den „Finanzern“ war die Ware wichtiger. Schüsse in die Luft reichten meist aus, um dieser habhaft zu werden. Sie sollte laut Bestimmungen vernichtet werden. Hinter der Kaserne brannte regelmäßig ein Feuer. Ob allerdings die gesamte beschlagnahmte Menge in Rauch aufgegangen ist, sei dahingestellt. Der wirtschaftliche Aufschwung drängte die Schmugglertätigkeit anfangs der 70er Jahre zurück. Die jungen Leute fanden Arbeit, teils diesseits, teils als Gastarbeiter jenseits der Grenze. Der steigende Kurs des Schweizer Franken und der Anstieg der Preise für Tabak, Kaffee und Saccharin beendeten die Schmuggler Epoche.

Magdalena Dietl Sapelza

# MIT 40 KILO TABAK, KAFFEE UND SACHARIN ÜBERS JOCH



## Schmuggel zwischen Samnaun und Ischgl blühte nach den beiden Weltkriegen

1990 hat der Tourismusverband Ischgl den internationalen Schmugglercup erfunden. Eine Wanderung auf den Spuren der früheren Schmuggler - übers Ritzenjoch, oder übers Außerviderjoch. Wer die Route mit Bestzeit bewältigte und noch dazu Schmugglerware aus dem Samnaun mitbrachte, wurde abends im Silvretta-Center zum Schmugglerkönig gekürt. Der Schmuggel übers Joch hat nichts an Reiz verloren. Bis zu 20.000 Skifahrer frequentieren heute täglich die grenzüberschreitende Skiarena Ischgl-Samnaun. Viele sehen den Schmuggel als Nervenkitzel. Die Chancen, günstige Zigaretten aus dem Samnaun zollfrei nach Tirol zu bringen, stehen gut. Jeder 20. Schmuggler wird erwischt. Bis zum 30. April 2004 haben Hochgebirgszöllner die österreichisch-schweizerische Staatsgrenze kontrolliert. Seit 1. Mai patrouillieren KIAB-Beamte am Joch. Der Kleinschmuggel mit Zigaretten, Schmuck und Spirituosen blüht. Im Jahr 2003 konnte ein Zöllner einen Schmuggler mit einer Uhr im Wert 12.000 Euro stellen. Inklusive aller Abgaben und Finanzstrafe musste der Mann letztlich 25.000 Euro für das Prunkstück berappen.

Damals war es anders. Schmuggeln war kein Spaß, sondern eine Überlebensstrategie. Das entlegene Dorf Samnaun liegt am östlichen Ende der Schweiz und war bis vor wenigen Jahren nur über österreichisches Gebiet zu erreichen. Aufgrund der exponierten Lage ist Samnaun seit 1892 zollfrei. Der schweizerische Bundesrat begründete seinen Beschluss mit dem Fehlen einer direkten Zufahrtsstrasse über Schweizer Gebiet. Bis heute gibt es im Samnaun weder eine Umsatz- noch Mineralölsteuer. Damals, besonders in der Zeit nach den beiden Weltkriegen sowie in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts konnten sich viele Familien nur mit Schmuggel über Wasser halten. Nicht nur im Sommer, auch im Winter stapften die Schmuggler aus dem Paznaun, aber auch aus Serfaus und Umgebung, übers Joch ins Samnaun. Es waren anstrengende Tage und Nächte. Schmuggeln war ein Manöver, nach einem genau durchdachten Einsatzplan. Die Schmuggler trugen ein „Packen“ auf dem Rücken, eine Art Rucksack. Wichtigste Tauschware war Butter aus dem Paznaun. 1934 kostete ein Kilo Butter 22 Schilling. Über Joch geschmuggelt war ein Kilo Butter bei den Eidgenossen im Samnaun sieben harte Fränkli wert. Damit kauften die Schmuggler vor allem Tabak, Kaffee, Sacharin und feine Nylonstrümpfe. Mit 30 bis 40 Kilo Ware auf dem Rücken ging's retour über das Säblisjoch. Die Zöllner waren ständig auf Schmugglerjagd. 1893, ein Jahr nachdem Samnaun das Zollprivileg erhalten hatte, wurde der Gendarmerieposten Ischgl gegründet. Die drei Ischgl Zollhäuser entstanden in den 30er-Jahren. Oft konnten sich die Schmuggler nur durch halsbrecherische Flucht vor den Zöllnern retten. Dabei verloren sie manchmal den Packen. Es gab auch Tote und Verletzte und damit viel Leid unter den betroffenen Familien. Trotzdem brachten es einige in diesen schweren Zeiten zu bescheidenem Wohlstand.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der klammheimliche Rucksack-Grenzverkehr weiterhin Erwerbsquelle für Paznauner Bauernfamilien, die am Hungertuch nagten. Erst mit dem touristischen Aufstieg von Ischgl in den 60er Jahren ging der organisierte Schmuggel zurück. „Um den traditionell kargen Speisezettel etwas aufzuffüllen zu können, trugen Familienväter und männliche Jugendliche lebenswichtige Güter übers Joch“, schilderte der Ischgl Seilbahnpionier Erwin Aloys (1910-2002), „viel war es nicht, was sie zum Tausch anbieten konnten, etwa Erzeugnisse aus der Viehwirtschaft, die gegen Tabak, Zucker und andere Dinge eingetauscht wurden. Die Waren mussten dann über die Berge gebracht werden und bei den Finanzern vorbei. Nicht selten bei Nacht und Nebel und unter der ständigen Gefahr, entdeckt und bestraft zu werden. Die Waren brachten dann in der Landeshauptstadt eventuell einen kleinen Verdienst ein. Wie dem auch sei, aus dieser Zeit stammen unzählige Geschichten, in denen die Paznauner die Rolle des listigen Schmugglers gespielt haben. Wahren und Unwahres, Erlebtes und Erfundenes, Wirklichkeit und Phantasie sind in diesen Erzählungen so stark vermengt worden, dass es selbst für die Betroffenen schwer sein dürfte, Wahrheit und Dichtung zu trennen.“

Fest steht, dass zwischen dem Paznaun und Samnaun ein reger Austausch stattgefunden hat. Sicher ist auch, dass Not erfinderisch gemacht hat. „Der Schmuggel hat auch für mich persönlich eine gewisse Rolle gespielt“, verriet Aloys und erzählte eine von seinen unzähligen Geschichten: „Einmal habe ich einen Marder erlegt. Das Marderfell brachte mir in Samnaun den stolzen Preis von fünf Packungen Sacharin ein. Sacharin war damals ein durchaus gängiges Zahlungsmittel. Die fünf Packungen wurden mit in der Landeshauptstadt um sagenhafte 1300 Schilling abgelöst. Mit diesem unverhofften Gewinn habe ich mich ins Unterland begeben, um dort einen stattlichen Ochsen mit 1000 Kilo Lebendgewicht zu kaufen. Wie ich dann den Ochsen, am Strick hinter mir herziehend, nach Ischgl gebracht habe, das ist eine andere Geschichte.“

*Helmut Wenzel*

Das seltene Bild stammt aus dem Jahr 1937. Es zeigt Schmuggler, die sich in Santa Maria auf den Weg machen. Von links: Peter Tappeiner vom Vorburghof in Tschengls, Mair (Vorname unbekannt) vom Schlanderser Sonnenberg, Herbst (Vorname unbekannt) aus dem Passeiertal und Hermann Blaas vom Hinterburghof in Tschengls. Letzterer hielt das Foto fast dreißig Jahre lang in der Herz Jesu Tafel im Herrgottswinkel der Stube zwischen Pappkarton und Bild versteckt.

# WIRTSCHAFTLICHE ASPEKTE IM ALTEN GLURNS

Nomen est omen kann man sagen für die geographische Lage von Glurns.

Der Namen Glurns wird mit „Waldlichtung“, „Hasel-“, oder „Erlenau“ und auch mit „im Winkel gelegen“ gedeutet. Das leuchtet ein am Zusammenfluss dreier Wasserläufe: der Etsch, der Puni und des Ram. Schattig, sumpfig und abseits der Durchzugsroute vom Reschen Richtung Meran gelegen, sind die Anfänge der Siedlung äußerst bescheiden. Oder doch nicht?

Kann sein, dass die erste Siedlung an der Furt oder Brücke über die Etsch entstand für den Aufstieg zum Ofenpass und das Wormser Joch hinunter ins Veltin nach Como und Mailand. Der Weg nach Norden führt über den Reschen und den Fernpass nach Augsburg. Der Ort lag also nicht ganz ungünstig auf der Route Lombardei/Süddeutschland, solange die Qualität der Wege keine ausschließliche Rolle spielte und solange Waren noch hauptsächlich auf dem Rücken von Saumtieren gesäumt wurden, wobei Übergänge auch auf besseren Steigen überwunden werden konnten.

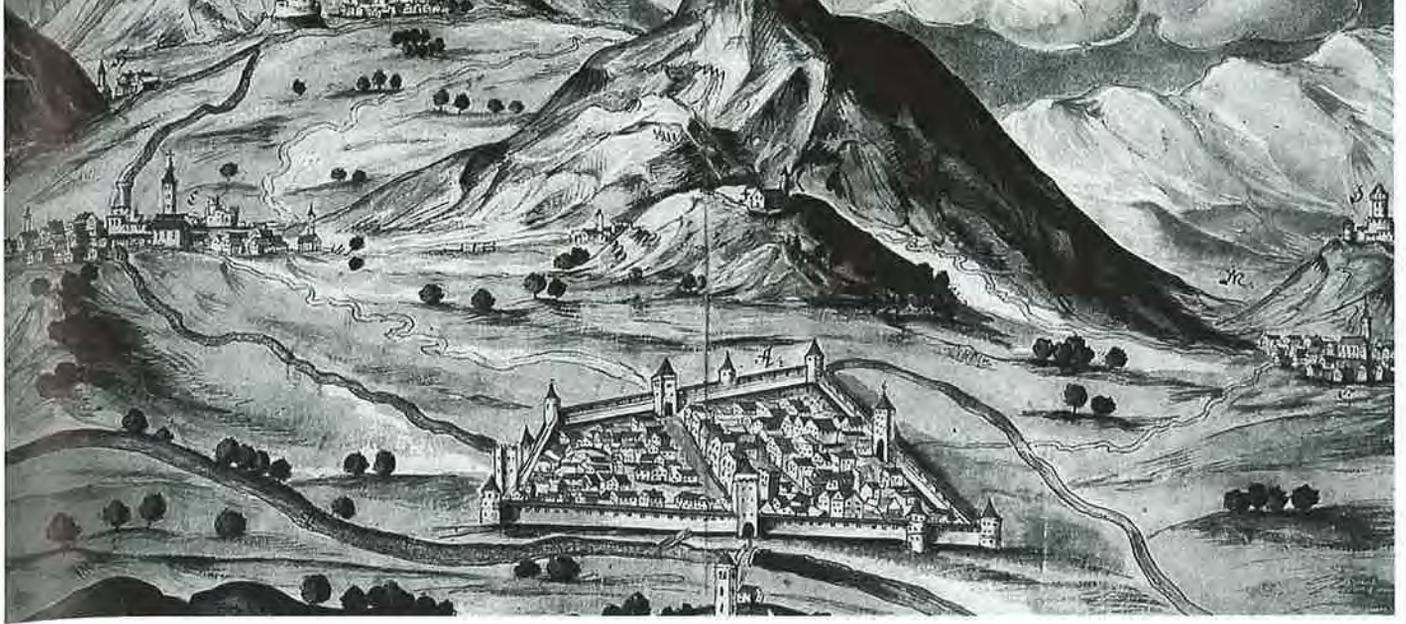
Vom frühen Glurns wissen wir wenig, in einer Urkunde von 1163 taucht es als vicus Glurnis und 1227 immerhin als Pfarrsitz auf. Die Siedlung bestand wahrscheinlich aus einer unansehnliche Ansammlung von Gehöften, die jedoch von zwei, wenn nicht mehr Wohn- und Wehrtürmen überragt wurden. Diese befestigte Form des Wohnens ist uns aus mittel- und oberitalienischen Städten bekannt und es ist denkbar, dass sie von Oberitalien (Lombardei?) in den Oberen Vinschgau gelangte, zumal auch in Mals, Laatsch und im entfernteren Latsch Wehrtürme nachweisbar sind. Kennzeichnend ist der Eingang im Oberstock, der über eine Leiter erreichbar war, welche am Abend oder bei Gefahr in Verzug hinauf gezogen wurde: In einem Durchzugsgebiet

eine sinnvolle Einrichtung, die verhindert, dass nicht gleich jeder daher gelaufene Schnapphahn den Fuß in den Türspalt setzt. Ein bisschen etwas Besonderes mag dieses Glurns Dorf mit den Wehrtürmen also doch gewesen sein. Immerhin ist um 1280 dort bereits ein Notar tätig.

Wirtschaftlich ist das nahe gelegene Müstair viel bedeutender, in dem im Umkreis des Klosters seit dem frühen 13. Jahrhundert am Tag Mariä Geburt (8. September) ein Markt stattfand, auf dem sich auch lombardische Händler einfanden. Der ursprüngliche Marktherr, der Churer Bischof, verpfändete diesen Markt an die Grafen von Matsch, die nun ihrerseits Miete kassieren für Verkaufsstände, Trinkbuden, Hohl- und Längemaße und die Zölle einhoben für die angebotenen Waren. Gängige Währung ist der Mailänder Denar oder Imperialis, der auf wirtschaftspolitische Maßnahmen Kaiser Friedrich I. Barbarossas gegen die aufsässige Mailänder Kommune zurückgeht, aber von ebendenselben Mailändern nach der kaiserlichen Niederlage als hoch willkommene Währung weiter verwendet wurde. Im Chronikon Parmense ist 1175 nachzulesen: Et imperiales mediolanenses currebant per totam Ytaliā. Diese Imperiales „liefen“ (currebant) aber nicht nur durch ganz Italien, sondern auch durch das gesamte Bistum Chur bis nach Müstair, wie es auch der dort aufgefundene Münzschatz beweist.

Die drei „parvuli“, kleine Münzen, die man in neuzeitlichen Gräbern in St. Jakob in Söles fand, geben vielleicht ein etwas realistischeres Bild über die wirtschaftliche Lage der Gegend. Es handelt sich um drei Silbermünzen, von denen zwei aus Verona kommen und gegen Ende des 12. Jahrhunderts geprägt wurden und um einen Trientner Berner aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. „Parvuli“ heißen sie zu Recht und im Vintschger Dialekt würde man sie als „kleine Feger“ bezeichnen,

Winzlinge um die 25 Gramm, aber aus Silber immerhin. Der Geldumlauf war gering und das Warenangebot auch nicht sonderlich üppig; die ländliche Bevölkerung war vorwiegend Selbstversorger. Dass Glurns Marktrecht bekam und mit seinem Markt dem von Müstair ernsthafte Konkurrenz machte, geht auf ein eindeutig politisches Kalkül zurück. Der Einfluss der Tiroler Grafen im Oberen Vinschgau war gering, um aber das Wegedreieck Wormser Joch, Reschen, Meran/Töll unter tirolische Kontrolle zu bringen, wird Glurns zum tirolischen Machtzentrum ausersehen und als befestigter Ort (Burgus, oppidum) neben dem bereits bestehenden Dorf errichtet. Eine Stadterhebungsurkunde Meinhards II. ist nicht überliefert, Glurns dürfte gegen Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben worden sein. Damit bekam es auch das „ius fori“, das Marktrecht, ein auf den ersten Blick wirtschaftspolitischer Unsinn in Anbetracht der Tatsache, dass im nahen Müstair bereits ein Markt bestand. Meinhard setzte aber den Markttermin zwei Wochen vor dem von Müstair fest. Nun nimmt aber kein lombardischer Händler den beschwerlichen Weg über die Pässe zwei mal im Zeitraum von zwei Wochen in Kauf, er findet sich auf dem zeitlich ersten Markt ein. Werfen wir einen Blick auf die abgebotenen Waren: Vieh, Pferde, Rinder, Schafe, Wein, Gewürze (Pfeffer und Safran; letzteres durch einen Raub belegt), Hufeisen, ungeschmiedetes Eisen (vielleicht aus Sulden und dem Ofenpass), Blei, Häute, Butterschmalz, Käse, Ziger, Unslitt, Baumrinde (als Gerbstoff), Rauchfleisch und „Bündnerfleisch“, Honig, Wachs, Korn, Bohnen, Hanf, Wolle, gefärbtes Tuch und vor allem das „graue Tuch“, der Loden. An ihm waren die oberitalienischen Händler besonders interessiert und schon am Markt von Müstair hatte es dafür explizite Zollbestimmungen gegeben.



Das obere Etschtal bildete eine Art Rohstoffmarkt für die lombardische Wolltuchindustrie, die in der Gegend um Como ihr Zentrum hatte. Bezeichnend ist auch, dass für Schafe, die aus dem Meraner Raum aufgetrieben wurden, weniger Zoll zu entrichten war. Die Schafhaltung bildete im Zuge des Landesausbaus eine wichtige Rolle bei Hofgründungen; Schafe sind viel leichter zu halten als Rinder, können selbst im Winter in aperen Stellen ihr Futter suchen, was durch winterliche Weiderrechte im Gemeindegebiet von Matsch/Mals auch urkundlich belegt ist. Kleinvieh wie Schafe sind in der Zeit, als Geldbesitz nicht jedermanns Sache war, Ersatz für „Kleingeld“, „laufende“ Währung im wahrsten Sinn des Wortes, das in der englischen Bezeichnung „currency“ für Währung noch weiterlebt.

Wirtschaft kann nur gedeihen unter Rechtssicherheit. Schon vor Meinhard hatte es Geleitschutzverträge für Händler auf lombardischem und churischem Gebiet gegeben. Über 30 Jahre lang werden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts regelmäßig Marktboten mit Einladungs- und Geleitschreiben von Glurns abgesandt, die auf den Markttermin und auf den Geleitschutz für Händler hinweisen sollen.

Aus den Abrechnungen der „nuncii fori“, der Marktboten, lässt sich die Reichweite der Glurnser Handelsbeziehungen in Oberitalien ablesen: Como, Mailand, Brescia, Bergamo, Verona, Cremona. Die Neugründung wurde mit Privilegien ausgestattet, zumal sie ja vom Handel allein wohl kaum hätte leben können - und die Glurnser von allem Anfang an auch Ackerbürger waren. Den Neusiedlern wurde eine zehnjährige Steuerfreiheit gewährt (sine steura debeant permanere ad 10 annos), sie bekamen durch, das konzessionierte Frächterwesen, die Rodfuhr, die reihum ging, eine zusätzliche Einnahmsquelle durch den Wa-

renttransport zwischen Nauders und Latsch. ( In der Neuzeit wird diese Rodfuhr für die Glurnser wegen der niedrigen Tarife zur wirtschaftlichen Belastung werden.)

Wo Kaufleute sind, braucht es Wirtshäuser und Badestuben, von letzteren sind zwei überliefert und zur Zeit des Marienberger Chronisten Goswin begegnet uns bereits auch eine Wirtin. Damit die Wirte auch das rechte Maß ausschenken, ist seit der Stadtgründung ein beedeter gräflicher Weinmesser unterwegs, der die „Maßkandlen“ prüft - wird einiges zu tun gehabt haben in einer Gegend, wo man es sprichwörtlicherweise mit der Wahrheit nicht so genau nimmt.

Das einträglichste Privileg von Glurns war die Salzniederlage. Das Salz aus der Saline von Hall wurde, in Körben verpackt, in Pferde- und Ochsenkarren angeliefert.

Alles Salz, das von Nauders über die Malser Haide geliefert wurde, musste in Glurns gewogen, gemessen und verkauft werden. Zu diesem so genannten Stapelzwang kam der Wegzwang, zumal an Glurns vorbei zu fahren verboten war. Über Jahrhunderte stritten die Glurnser verbissen um dieses Privileg, das von den Händlern oft umgangen wurde, die lieber die Route Mals -Tartsch-Schluderns oder Laatsch - Müstair wählten.

Das Glurnser Salz verließ die Stadt über lange Zeit Richtung Wormser Joch hinunter in die Lombardei. Man mag sich heute über dieses Absatzgebiet wundern, doch war es so, dass jedesmal, wenn Mailand mit Venedig in Kriegszustand war, dort das venezianische Salz ausblieb und somit für das Haller Salz eine Absatzmöglichkeit bestand. Wirtschaftlich interessant war dieser Handel aber erst durch die Möglichkeit der Gegenfracht, die vorwiegend aus Veltliner Wein bestand. Sowohl für den Salz - als auch für den Weinhandel gab es genaue Zollbestimmungen, die nicht ungern um-

gangen wurden: Warenschmuggel ist ein wiederkehrendes Phänomen in diesem Gebiet - herauf bis in unsere Tage.

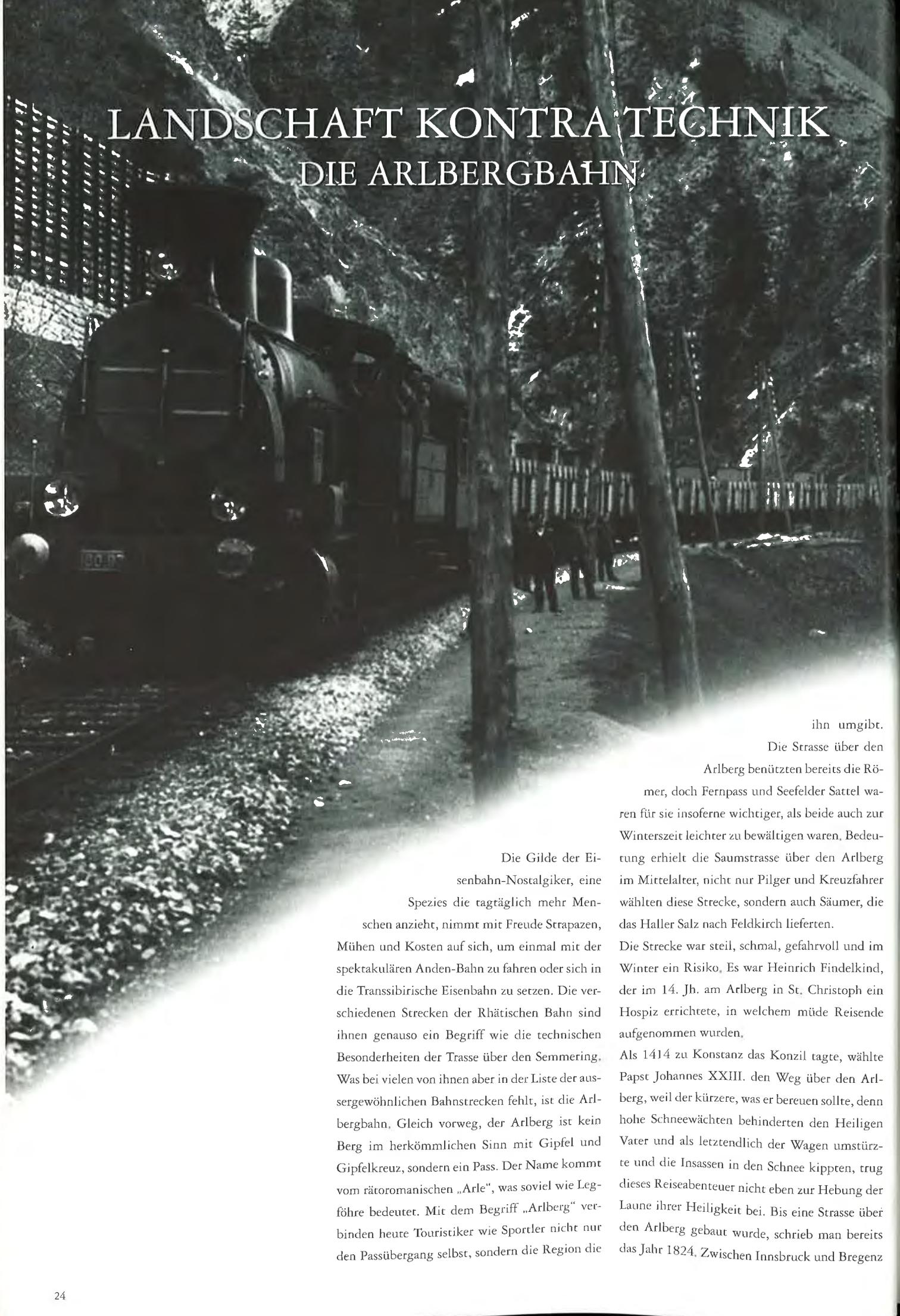
Im Handelsverkehr war die Schriftlichkeit üblich; bei der Abfassung der Verträge waren Notare tätig; die ersten von ihnen kamen aus der Lombardei (Bormio? Como?) und verwendeten - im Gegensatz der gräflichen Kanzlei in Meran - das Mailänder Imbreviatursystem.

Die Kunden der Notare waren vorwiegend Bürger und Bauern, etwas weniger der Adel, der die Siegelurkunde bevorzugte.

Eine Zeit lang waren in Glurns zwei Notare mit den entsprechenden Schreibern tätig, was doch auf einen gewissen Umfang von Handel- und Güterverkehr schließen lässt.

Eine casana, ein Bankleihhaus trug es allerdings nicht im alten Glurns, dazu war das Handelsvolumen wohl doch zu gering. Die Funktion der casana übernahmen die Wechseljuden. Die Verzugszinsen betrugen, gleich wie bei den Lombardbanken,  $82 \frac{2}{3} \%$  pro Jahr.

Der wirtschaftliche Abstieg des alten Glurns zeichnet sich schon vor der Katastrophe von 1499 ab. Vielleicht begann er schon mit der Einverleibung Tirols in das Habsburgerreich, als diese Passlandschaft mit ihren fragilen Wechselbeziehungen zu einem peripheren Wurmfortsatz eines Großreiches wurde; spätestens aber dann, als Glurns in die Auseinandersetzungen der Habsburger mit den Eidgenossen hineingezogen wurde. Diesen Auseinandersetzungen und dem darauf folgenden wirtschaftlichen Abstieg verdankt Glurns aber, so paradox es auch klingen mag, sein heutiges Gesicht als bestens erhaltene Stadt an der Schwelle zur Neuzeit.



# LANDSCHAFT KONTRA TECHNIK

## DIE ARLBERGBAHN

Die Gilde der Eisenbahn-Nostalgiker, eine Spezies die tagtäglich mehr Menschen anzieht, nimmt mit Freude Strapazen, Mühen und Kosten auf sich, um einmal mit der spektakulären Anden-Bahn zu fahren oder sich in die Transsibirische Eisenbahn zu setzen. Die verschiedenen Strecken der Rhätischen Bahn sind ihnen genauso ein Begriff wie die technischen Besonderheiten der Trasse über den Semmering. Was bei vielen von ihnen aber in der Liste der aussergewöhnlichen Bahnstrecken fehlt, ist die Arlbergbahn. Gleich vorweg, der Arlberg ist kein Berg im herkömmlichen Sinn mit Gipfel und Gipfelkreuz, sondern ein Pass. Der Name kommt vom rätoromanischen „Arle“, was soviel wie Legföhre bedeutet. Mit dem Begriff „Arlberg“ verbinden heute Touristiker wie Sportler nicht nur den Passübergang selbst, sondern die Region die

ihn umgibt. Die Strasse über den Arlberg benützten bereits die Römer, doch Fernpass und Seefelder Sattel waren für sie insoferne wichtiger, als beide auch zur Winterszeit leichter zu bewältigen waren. Bedeutung erhielt die Saumstrasse über den Arlberg im Mittelalter, nicht nur Pilger und Kreuzfahrer wählten diese Strecke, sondern auch Säumer, die das Haller Salz nach Feldkirch lieferten. Die Strecke war steil, schmal, gefahrvoll und im Winter ein Risiko. Es war Heinrich Findelkind, der im 14. Jh. am Arlberg in St. Christoph ein Hospiz errichtete, in welchem müde Reisende aufgenommen wurden. Als 1414 zu Konstanz das Konzil tagte, wählte Papst Johannes XXIII. den Weg über den Arlberg, weil der kürzere, was er bereuen sollte, denn hohe Schneewächten behinderten den Heiligen Vater und als letztendlich der Wagen umstürzte und die Insassen in den Schnee kippten, trug dieses Reiseabenteuer nicht eben zur Hebung der Laune ihrer Heiligkeit bei. Bis eine Strasse über den Arlberg gebaut wurde, schrieb man bereits das Jahr 1824, Zwischen Innsbruck und Bregenz



gab es nun eine durchgehende Verbindung. Die Kalesche benötigte für diese Strecke sechs Tage!

### Die Arlbergbahn- eine technische Herausforderung...

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Epoche der Eisenbahnbauten. Doch um nach Vorarlberg via Eisenbahn zu gelangen, musste man entweder über Deutschland oder die Schweiz anreisen. Eine direkte West-Ost-Verbindung gab es bis 1872 noch nicht.

Doch man war in Wien in den Ministerien nicht untätig. Bereits 1874 wurden die ersten Pläne zum Bau einer Bahn vorgelegt. Als Kuriosum im heutigen Sinn kann die Idee des Reichsratsabgeordneten Felix Kreisky, übrigens einem Vorfahren des späteren österreichischen Bundeskanzlers, angesehen werden, der vorschlug, über den Pass eine Zahnradbahn zu errichten. 1880 erteilte der Handelsminister die Bewilligung zum Bau einer Bahn über den Arlberg, bzw. auch durch den Arlberg, denn der Pass selbst sollte untertunnelt werden. 1881 war der erste Streckenteil Innsbruck-Landeck, 72.8 km lang, fertig.

Das war relativ einfach und was die Technik anging, problemlos.

Die nächsten Trassenteile von Landeck bis zum Pass, 27 km und vom Pass nach Bludenz, 36 km, bedeuteten eine Herausforderung an die Technik.

### Ein Kampf gegen Wetter und Gebirge

Die Errichtung der Arlbergbahn war Teamarbeit. Der für die perfekte Planung und Durchführung zuständige Mann war Ing. Julius Lott. Er hatte Erfahrung, war an der Errichtung verschiedener Bahnbauten beteiligt, hatte die Arbeiten von Berufskollegen, wie etwa Ghega, der die Semmeringbahn geplant hatte, studiert. Doch die Arlbergtrasse bedeutete für Lott, der zu Baubeginn gerade einmal 45 Jahre alt war, eine gewaltige Herausforderung. 1883 wurde mit dem Bau der Rampen für die Passstrecke begonnen. Schon bei der Vermessung der Strecke zeigte sich der Arlberg von seiner unangenehmen Seite, 80 Regentage in einem Sommer machten die Arbeiten zur Plage. Am 24. Mai 1883 stirbt Lott, 47 Jahre alt und schon begann die Gerüchteküche zu brodeln, denn es wurde gemunkelt, Lott habe sich umgebracht, weil er gehaut hat, dass seine Berechnungen bezüglich der Tunnelstrecke insofern falsch waren, als man denen zufolge nie in der Mitte des Tunnels zusammengetroffen wäre.

Was nicht stimmt, denn Lott und sein Team hatten präzise geplant und die Unterlagen die nach

seinem Tod zur Verfügung standen, waren präzise, zuverlässig und bis ins letzte Detail korrekt. Übrigens, Lott starb eines natürlichen Todes, wenn auch zu jung an Jahren, von Selbstmord konnte keine Rede sein. Wenn man bedenkt, unter welchen technischen Voraussetzungen die Arbeiten an der zukünftigen Bahntrasse erfolgen mussten, kann man nur staunend den Hut ziehen ob der Meisterleistung aller Beteiligten. Am 19. November 1883 am Namenstag der Kaiserin Elisabeth, erfolgte der Tunneldurchstich. Es war ein Festtag für alle. Aus Wien kamen Honoratioren angereist, die Musikkapelle spielte, Fahnen wehten im schneidigkalten Wind.

Die Festansprachen wurden in Deutsch als auch in Italienisch gehalten, denn ein grosser Teil der Arbeiter war aus dem Trentino gekommen. Die Trentiner galten als besonders tüchtige und erfahrene Leute im Strassen- und Tunnelbau. Viele von ihnen blieben übrigens nach der Fertigstellung der Bahn im Land, gründeten Familien und heute noch gibt es die italienischen Namen der Bassetti, Trentini, Cincelli, um nur einige zu nennen. Danach wurden die Fahnen eingeholt und die Arbeiten gingen zügig weiter. Am 20. September 1884 erfolgte die feierliche Eröffnung der Arlbergstrecke durch Kaiser Franz Joseph. Seit 6. September 1884 befuhren bereits Güterzüge die



neue Strecke, am 20. September erfolgt die offizielle Einweihung, ab 21. September rollt der öffentliche Personen- und Güterverkehr über den Arlberg, bzw. durch den Arlberg.

#### Jubel und Begeisterung

Die Presse von damals überschlug sich in Lobeshymnen und die Begeisterung schien grenzenlos. Die „Tiroler Stimmen“ veröffentlichten ein 10 Strophen langes Gedicht eines Herrn Schletterer, das darin gipfelte:

„Wo einst Riesenberge schieben  
reichen sich nun fest die Hand  
mit dem Kaiser zieht der Frieden  
nun herein von Land zu Land“

Über die Qualität der Dichtung kann man geteilter Meinung sein, fest steht, der Poet war von patriotischen Gefühlen total durchdrungen!

Kaiser Franz Joseph war da weit nüchterner.

„Freudig bewegten Herzens nehme ich die Huldigung meines geliebten Landes entgegen“, sprach die Majestät anlässlich der Ankunft des Zuges in Bludenz. Die Jungfernfahrt der Bahn glich einem Triumphzug. Längs der Strecke waren alle Bahn-

stationen beflaggt, Musikkapellen, Schützen und Vereine, die Schuljugend, die Mädchen in weißen Kleidern und nahezu komplett die Bewohner der anliegenden Gemeinden jubelten, schwingen Fähnchen, sangen Hymnen und spielten schneidige Märsche, während von den Hängen die Böller krachten.

#### Faszinierende Technik, eindrucksvolle Landschaft

Wer gemütlich in seinem Abteil sitzt, kann vom Fenster aus eine Landschaft erleben, die mit schroffen Felsen, einsam in die Höhe ragenden Berggipfeln, sattgrünen Almböden, dunklen geheimnisvollen Wäldern, kleinen blitzsauberen Dörfern begeistert. Kilometer an Kilometer reiht sich ein Panoramabild ans andere. Wer in die Höhe blickt, entdeckt auf der rechten Seite in Fahrtrichtung Bludenz die mächtigen Lawinverbauungen. Der „Arlbergrechen“, eine Art schräggesetzter Zaun, ist für Techniker eine sensationelle Entwicklung im Kampf gegen Lawinen und Schneeberuhungen. Was auf keinen Fall versäumt werden darf, Blicke aus dem Fenster in Fahrtrichtung des Zuges, bzw. zurück zu

tun. Man entdeckt gewaltige Viadukte, wie den 124,3 m langen „Hölltobelviadukt“ in Dalaas. Der Schmidtobelviadukt zwischen Dalaas und der Station Hintergasse, 120,4 m lang sind Meisterwerke der Ingenieurkunst. Die aus Natursteinen aufgemauerten Kunstbauten, wie der Fachmann sagt, beeindruckt durch Größe, Kühnheit aber auch Schönheit. Technikern geht, so heißt es, angesichts dieser Bauten einfach das Herz auf.

Nicht minder spektakulär sind die Brückenbauten. Allen voran die Trisannabrücke mit ihrem Viadukt. Gesamtlänge 231,6 m, 87 m hoch über der Talsohle. Die Brücke wurde nach ihrer Fertigstellung am 3. September 1884 eine Dreiviertelstunde lang mit 5 Lokomotiven belastet. Die Probe zeigte, die Brücke hält und die totale Vibration durch die Belastung ist minimal. Die ursprüngliche Trisannabrücke erwies sich nach einigen Jahren als etwas zu schwach, 1923 wurde sie durch einen unterhalb der Brücke montierten Fachwerkträger verstärkt, die Trisannabrücke bekam, wie man in den Zeitungen schrieb, dadurch einen „Bauch“. Bis 1964 blieb diese Konstruktion in Betrieb, dann wurde der Austausch der gesamten Brücke notwendig. In einer spektakulären Akti-



on wurde  
in wenigen Stun-  
den die alte Brücke demontiert  
und die komplette neue Brücke auf die Be-  
festigungspfeiler geschoben. Nach nur wenigen  
Stunden konnte der Bahnbetrieb wieder aufge-  
nommen werden. Wer als Eisenbahnfan die Stre-  
cke mit all ihren technischen Besonderheiten er-  
leben möchte, müsste sie eigentlich per pedes ab-  
gehen, was angesichts der Trasse nicht möglich  
ist. Eine Kombination von Bahnfahrt und Strasse  
bietet Aus- und Einblicke auf technische Pionier-  
taten und Meisterleistungen.

#### Panoramafahrten mit der Arlbergbahn

Was in der benachbarten Schweiz mit der Rhäti-  
schen Bahn längst zum Anziehungspunkt für Ei-  
senbahnfreunde geworden ist, was die Semme-  
ringbahn erfolgreich praktiziert, findet auf der  
Arlbergstrecke leider nicht statt.

Dabei steht die Streckenführung den vorher ge-  
nannten eigentlich in nichts nach. Perfekte Tech-  
nik plus eindrucksvoller Landschaft, dazu moder-  
ner Komfort dank perfekt ausgestatteter Zugs-  
garnituren, warum, weshalb man die Schönhei-

ten dieser Strecke  
nicht besser in den Vor-  
dergrund rückt, kann niemand  
sagen. Seit 1924 ist die Arlbergstrecke voll  
elektrifiziert. Die qualmende Durchfahrt durch  
den 11.025 m langen Arlbergtunnel ist längst  
Geschichte. Luxuszüge, wie einst der „Arlberg-  
Express“, lässig „Arlex“ genannt, der „Transal-  
pin“ oder der legendäre „Orient-Express“ pas-  
sieren die Strecke und die Fahrgäste die aus den  
Fenstern blicken, sind beeindruckt. Die Mühen  
des Bahnbaues sind vergessen, an die harte Arbeit  
unter teilweise widrigen Witterungsbedingun-  
gen denkt keiner mehr.

Es ist einfach nur schön, diese Trasse zu befah-  
ren. Elegant und sicher gleitet der Zug über Brü-  
cken und Viadukte, verschwindet pfeifend in

Tunnels, nach jeder Kurve bieten  
sich neue Ausblicke und selbst Passagieren, die  
diese Strecke regelmässig befahren, können sich  
der wunderschönen Landschaft und dem Erlebnis  
Arlbergbahn nicht verschliessen.

*Ingelies Zimmermann*

Dampfbetrieb vor 1924, die Westrampe  
des Schnanner-Tobels.  
Das Tunnelportal des Arlbergtunnels in einer  
Aufnahme vor dem ersten Weltkrieg.  
Die Ausflügler posieren für den Photographen.  
Alle Fotos: ÖBB Pressestelle  
der Bundesbahndirektion Innsbruck.

# DER VINSCHGER ZUG - EIN INNERALPINER WELLNESS-ZUG



Den 28. Juni mit meiner Frauen mueter gen Wormbs in das pad zochen und bis auf den 20. Juli darin pliben.  
Tagebuchaufzeichnung des Jakob von Boymont-Payrsberg im Jahre 1557

Was hat ein 30-jähriger, ehrgeiziger Adelige aus Nals mit dem Wellness-Rummel unserer Tage und mit dem Vinschger Zug zu tun? Einiges. Man möchte es nicht glauben.

Man schreibt das Datum 1. Juni 2006. Es sind fast exakt 449 Jahre verstrichen, seit der Boymonter mit seiner rheumatischen Schwiegermutter zur Badekur nach Bormio gezogen ist, und fast ebenso exakt 100 Jahre, seit der kaiserlich-königliche Eisenbahnminister Deschatta die Genehmigung zum Bau der Bahnstrecke durch den Vinschgau erteilt hat. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist in Südtirols Nobelhotels „Wellness-Denken“ angesagt. Man spricht von „Alpine Wellness“, man liest von Alpine Wellness. Südtirol steht nicht nur für majestätische Berge, weite Wälder und saftige Wiesen, schreibt das Südtirol Magazin „Panorama“, Südtirol steht auch für Alpine Wellness in wunderschöner Umgebung mit herzlichen Menschen. Und der „Wirtschaftskurier“ titelt „Wellness wird alpin“ als Antwort auf fernöstliche Praktiken. Diesem Trend, oder besser der neuen Lebenseinstellung voll hingeegeben haben sich auch die leicht rheumatisch geplagte, betagte Gattin eines gleichfalls betagten, wohlhabenden Rentners, und deren gesundheitlich labile Tochter. Gemeinsam haben die beiden Damen in einem „Belvita Alpine Wellness Hotel“ irgendwo im Burggrafenamt ihren Urlaub ver-

bracht. Sie haben die neuen Thermen von Meran besucht und sich den vier Säulen der Wellness-Filosofie hingegeben: Beauty, Relax, Fitness und Vitale Cuisine. Nun haben die Damen zwar nicht den berühmten „Kurschatten“, aber das innere Gleichgewicht wieder gefunden, sie haben innere Kräfte mobilisiert und strotzen vor Lust auf Neues. Ein Angebot und der Reiz des Unbekannten liegen vor: die Hin- und Rückfahrt mit dem Panorama-Zug durch den Vinschgau und ein Thermenaufenthalt im Unterengadin - gebucht wird über Mail. Die Damen freuen sich auf eine kurzweilige, landschaftlich äußerst reizvolle Bahnfahrt mit folkloristisch aufbereitetem Spezialservice, wie auf der Home-Page zu lesen war. Eine gute Stunde werden sie Gelegenheit haben, den weltberühmten Apfelparten zu bestaunen, die sündteuren, herben Weißweine zu verkosten und das atemberaubende, aber noch kostenlose Panorama zu genießen. In Mals werden sie einen der „Erlebniswagen“ der Rhätischen Eisenbahn besteigen und den etwa 20 Kilometer langen „Uina-Tunnel“ von der Malser Fraktion Schleis bis zum Kurort Bad Scuol befahren. Je nach Lust und Temperament besteht Aussicht, sich blendend zu unterhalten. Die etwas energischere, ältere Dame liebäugelt mit der „Stiva-Retica“, der rollenden Zirbelstube und ihrem Unterhaltungsprogramm, während sich ihre jüngere Begleiterin lieber im

digitalen Info-Zentrum individuell auf das nächste „Seelen-Baumeln“ einstimmen möchte. Voller Erwartungen besteigen sie in Meran den „Bombardier“ - in kritisch-liebevoller Vinschger Manier so genannt nach der Herstellerfirma „Bombardier“. Voller Erwartung auf Wellness pur - geistig und körperlich - reisen sie gen Westen.

Erwartungsvoll war auch Jakob von Boymont-Payrsberg, als er vor 449 Jahren mit Schwiegermutter Regine von Brandis im Morgengrauen von der Schwanburg aufgebrochen war. Noch hatte sich der Nebel über der Etsch nicht gelichtet, als sie vorbei an den Burgen der Verwandtschaft hoch über Lana, Tschermers und Marling zum Etschübergang bei der Feste Vorst gekommen waren. Er saß fröstelnd auf seinem Pferd, sie in Decken gehüllt im Einspänner. Wenn alles reibungslos verlief, wenn der gesundheitliche Zustand der Frau Regine es erlaubte, wenn die befreundeten Annaberger im Turm zu Latsch, die Hendl in der Schlandersburg oder die Trapp auf der Churburg bereit waren, sie standesgemäß zu verköstigten oder ihnen Vorspannsdienste zukommen zu lassen, rechnete man mit der Ankunft in Glurns in den Abendstunden. Geplant war allerdings die Übernachtung im Frauenmünster St. Johann, um sich dort auf den beschwerlichsten Teil der Reise vorzubereiten. Zwar hatten Vertrauensleute der Trapp gute Nachrichten vom Wormser Joch

herunter gebracht, der „Wormsionsteig“ sei den Umständen und der Jahreszeit entsprechend in gutem Zustand, die Brücken über die Wildbäche intakt und die vom Vorspann- und Trägerdienst lebenden Engadiner seien vertrauenswürdig, aber der viel gereiste Boymonter hatte da so seine Erfahrungen mit dem alpinen Reisen, mit den Eingeborenen und mit dem Wetter im Gebirge. Vor allem vor dem Abstieg gegen Worms graute ihm; manche Abschnitte waren dermaßen Steinschlag gefährdet, dass sie trotz Holzgalerien nur in den Morgen- und Abendstunden begangen oder befahren werden konnten. Jakob und seine Schwiegermutter haben die strapaziöse, mehrtägige Reise zur Kur in Bormio heil überstanden. Vier Jahre später, an einem der letzten Julitage, hat der Boymont-Payrsberger dieselbe Tour in drei Tagen vom Kloster Marienberg aus wiederholt. Damals hatte seine liebe Hausfrau Katharina Botsch von Zwingenberg in den Wormser Bädern ihre persönliche Wellness gesucht.

Wellness auf allen Ebenen ins Tal gebracht hat vor 100 Jahren auch die Eröffnung der Vinschger Bahn. In Wellness-Gefühlen schwelgten die Politiker diesseits und jenseits des Reschenscheidecks, weil sie ihre Bürger zu machtvollen „Pro Bahn“-Demonstrationen zusammen trommeln konnten, in Wellness-Gefühlen schwelgten die Bauern, die ihre wertvollen Calville-Äpfel nach Russland und ihre milchergiebigsten Rindviecher nach Ungarn verkaufen konnten, in Wellness-Gefühlen schwelgten die Holzhändler und Marmorabbauer und passend zu ihrem Metier schwelgten am meisten die Gasthausbetreiber.

Josefa Platter hatte ihre Hoffnung auf die Vinschgerbahn gesetzt und ihr Geld in das altberühmte Bad Egart auf der Töll investiert. In schön verzierten Anzeigen im „Burggräfler“ und in der „Meraner Zeitung“ warb sie für den Besuch der Schwefel-, Dampf- und Kräuterbäder. Meran und das Bad auf der Töll seien durch die neue Bahn auf 15 Minuten zusammen gerückt. Nur 60 Gehschritte sei es von der Station zu ihrem Bad. Die Aussicht biete(t) reizende Blicke auf den gegenüberliegenden, schief aufsteigenden Schuttkegel des Zielbaches. Stets habe sie frische Forellen auf dem Tisch, ließ sie verkünden, die Preise seien billig, die Bedienungen aufmerksam und täglich werde die Heilige Messe gelesen. Nur wenige Kilometer entfernt machte Besitzer Georg Colaretti über eine Anzeige bekannt, dass sein Hotel Schnalstal über eine offene Veranda verfüge und stellte den Bau eines großen Elektrizitätswerkes in der Nähe des Hotels in Aussicht. Zu Fuß nur zehn Minuten von

der Station Schnalstal entfernt liegt das Bad Kochenmoos. Auch dort hatte man aufgerüstet; in der Badeanstalt standen acht bis zehn Bade-Wannen bereit; das Gasthaus konnte 30 Betten vorweisen. Schon strömten sie herbei, die an Rheuma, Hautausschlägen und Unterleibsschmerzen leidenden Stadtler aus Meran und Bozen. Kaum jemand kannte das „Bad!“ in Latsch. Die strebsamen Unternehmer der jungen Marktgemeinde erwarteten sich mit dem Anschluss an die Bahn einen deutlichen Aufschwung des Kurbetriebes. Höhenfesten Kurgästen wollte man auch das wohltuende Magenwasser auf dem 1.723 Meter über dem Meer gelegenen „Tö-Brunn“ nicht vorenthalten. Nicht ganz so beschwerlich erreichbar und bei Gicht und Frauenleiden wirksamer war Bad Salt am Eingang zum Martelltal. Die Wirtseure im Goldrainerhof hatten die Zeichen der Zeit erkannt und einen Kurierdienst zum Bade-Weiler mit seinen 35 Gästebetten und den vier Badestuben eingerichtet. Außerdem war ihr Haus am Bahnhof von Goldrain zum Dreh- und Angelpunkt des neu aufblühenden Höhentourismus geworden. Mit einem großen Umbau auf die Bahneröffnung reagiert hatten auch die Betreiber von Bad Schgums zwischen Laas und Tschengls. Die vornehmste Anlage und das stärkste Schwefelbad im Vinschgau konnte am 1. Juli 1906 40 Personen in 25 Fremdenzimmern aufnehmen. Nur in Schgums standen dreierlei Badewasser zur Verfügung, das eigentliche Badewasser, das in der Küche entsprang, das radioaktive Eisenwasser und das Schwefelwasser. Am nicht weit entfernten liegenden Schwefelwasser des Stinka-Brunnens bedienten sich nur die Einheimischen.

Der zu erwartende Wellness-Betrieb vor 100 Jahren hatte sogar im abseits gelegenen Tschengls die Uhren beschleunigt; auch dort rührten sich die Unternehmer. Die Geschwister Thurner empfahlen ihr angenehmes Sommerfrischhaus, den Löwenwirt mit acht Fremdenzimmern und zehn sehr guten, reinen Betten. Außerdem liest man in der Anzeige vom August des Jahres 1906 von prachtvoller Aussicht ins obere Vinschgau, vorzüglicher, reiner Luft, ausgezeichnetem Quellwasser, freundlicher Bedienung, guter nahrhafter Kost, vortrefflichem Naturweine und gutem Bier, nahen Ausflügen ins Suldental, nach Trafoi und in die Schweiz, von billigen Preisen.

Zug um Zug schien der Vinschger Zug Gesundheit und Wohlbefinden, Neudéutsch Wellness, ins Tal und zu seinen Bewohnern zu bringen. Und die am 1. Juli 1903 ins Leben gerufene Vinschgaubahn AG unter dem Vorsitz von Julius Perathoner, Bürgermeister in Bozen, leis-

tete vorzügliche und erstaunlich modern anmutende Öffentlichkeitsarbeit. Wie die Vinschger Speckwerbung sich heute des Bergsteigers Reinhold Messners bedient, so holten damals die Macher der Vinschger Bahn den wohl bekanntesten Alpenerschließer und Fremdenverkehrspionier Theodor Christomannos ins „Werbeboot“. In seinem Büchlein „Die Vinschgau-Bahn Meran Mals“ platzierte er bereits im Vorwort seine und nicht nur seine Vision einer überlebensfähigen Bahnstrecke durch das Tal. An ihrem derzeitigen Endpunkt der Station Mals soll sie durch eine Bahn über den Ofenpass nach Zernez ins Engadin eine aller kürzeste direkte Verbindung zwischen Tirol und der Albula-Bahn, zwischen den großen Fremdenstationen Südtirols Bozen und Meran und den vielbesuchten Kurorten des Engadins erhalten; in ihrem weiteren Verlaufe aber über Nauders nach dem Oberinntale hinaus den rhätischen Bahnen Gelegenheit bieten, einen Anschluß in der Richtung nach Pfunds und Innsbruck zu suchen: überaus bedeutsame Verbindungen zwischen Tirol und der Ostschweiz, die den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen und insbesondere dem Fremdenverkehr beider Länder in ganz hervorragender Weise zu Gute kommen werden. Diese planmäßige Entwicklung und Ausarbeitung eines einheitlichen Projektes ist allein imstande, der ersten Teilstrecke Meran-Mals ein finanzielles Gedeihen auf die Dauer zu sichern. Der exzentrische und etwas bizarre Christomannos geriet ins Schwärmen und nannte den Vinschgau das Engadin Tirols. 100 Jahre später führten genau diese Zeilen zu genau derselben Wirkung. Die beiden Erholung suchenden Damen bekamen auf der Fahrt von Meran nach Scuol im Prospekt des Jahres 2006 den Text des Theodor Christomannos zu lesen: die Fahrt durch das Vinschgau selbst ist durch den Bahnbau zu einem ganz außergewöhnlichen Genuss geworden... ..von den üppigen südlichen Gärten Merans bis zum melancholischen Hochlande und den Gletscher Szenerien des oberen Vinschgaus, eine kurze aber herrliche Bahnfahrt, die bald zu den allerschönsten des ganzen Kontinents gerechnet werden wird.

Und die beiden Damen planen weiter. Es ist ihnen auf der Fahrt durch den Vinschgau nicht entgangen, dass in den besten Hotels von Naturns, Latsch und Mals eindrucksvolle Sauna- und Badelandschaften entstanden sind und in der kleinen Bücherei des Vinschgerzuges hatten sie eine Werbebroschüre aus dem Jahre 1991 entdeckt: La tua vacanza invernale con la vaporiera.

Günther Schöpfl

# DIE NEUE VINSCHGER BAHN

ERINNERT SICH UND MACHT SICH GEDANKEN ÜBER IHRE GEWOLLTE UND UNGEWOLLTE RÜCKKEHR.



Wie sehr habe ich mich zurückgesehnt in dieses Tal an der jungen Etsch, in dem ich viele Jahrzehnte Gast und Gastgeber sein durfte. Mein Leben ohne den Vinschgau hat mir Raum und Zeit geschenkt, über mein geliebtes Tal nachzudenken. Erinnerungen. Edle Hüte überdachen teils enggeschnürte, teils frei wehende Gewänder und heimatliche Kopftücher bedecken sorgenvolle Gesichter. Kinder halten sich an aufgeschürften und feinfühlenden Händen.

Der Krieg hat Leben und Heimat verbraucht. In fremden Bahnhöfen warten Frauen und Kinder umsonst auf ihre Männer und Väter. Tausende brechen auf, weil gefräßige Diktatoren Zukunft versprechen und Tausende bleiben zurück bei den Gräbern und Dorfbrunnen, in fast leeren Stuben und warten still ohne schützenden Herrgott.

Zeit verwischt Spuren und die Landschaften und die Überlebenden schweigen sich zu Ende über unnützes Sterben und Verrat. Was bleibt ist der stete Lauf der Etsch und das Wasser zum Über-

leben, die freie Luft zum Atmen und die weiten Himmel für eine reiche Stille. Gemeinsamkeiten im Aufbruch und der neue Blick öffnet sich auf gangbare Wege. Scheinbarer Glanz neben gehorchenden, schnurgeraden Bäumen und plattgedrückte Hügelfelder.

Landschaften werden umgetauft ohne Klagen und Kühe ziehen sich zurück in die Täler. Nackte Körper in verheißungsvoller Sonne, zu allem bereit und Burgen und Schlösser wachen schon lange nicht mehr über ein verwandeltes Land.

Eine vertraute Welt entschwindet in einer aufgedrängten Zahlenkultur. Auch ich bin nicht mehr gewollt. Am kurzfristigen Gewinn orientierte Menschen erliegen dem trügerischen Glanz gläserner Scheinwelten. 1987 wurde stillgelegt.

Mein Tal hat mich aber nicht enttäuscht. Die Freiheit im eigenen, begrenzten Lebensraum Akzente setzen zu dürfen hat manche Vinschger beflügelt. Wertvorstellungen beginnen sich leise zu ändern.

Nun darf ich wieder da sein und neue Aufgaben übernehmen. Wie habe ich mich nach dem „aijoo“ und „aiwoll“, nach dem „i hon dir gearn“, und „kett“ und „kopp“ und „Lett'n“, und „Kuaahtoasch'n“ und nach dem „Zoch“ und die „Pfott“ gesehnt. Wie ist mir der Berg, den die Sonne besonders an kalten Wintertagen liebt, Heimat und treuer Begleiter geworden. Habe mir viel vorgenommen für mein neues Leben. Wieviele Frühlinge und Sommer, reiche Herbsttage und stille Winter habe ich erlebt, lachende und traurige, einsame und lebensfrohe Menschen begleitet auf ihren vorbestimmten Wegen. Jetzt will ich Euch wieder mitnehmen auf meinen Reisen. Meine Räume sind klein, doch ihre Fenster öffnen sich auf eine große und wundervolle Landschaft und Welt.

Will Euch begleiten und mithelfen Euer Heimat besser kennen, schätzen und lieben zu lernen. Identität bedeutet, die Geschichte und Vergangenheit eines Volkes, einer Landschaft in das Jetzt

**AM 5.5.2005  
UM 5.55 UHR  
FÄHRT ER WIEDER!**



miteinzubeziehen. Vinschger Identität bedeutet Vielfalt an Landschaften, Kultur, Dialekten, Wetter, Herkunft, Lebensgewohnheiten. Auf der Vergangenheit und Geschichte aufbauend, Identität auf die Gegenwart, auf das Jetzt beziehen. Die eigene Identität kann in der Freiheit der Gegenwart aufblühen und aus geformter Vergangenheit gestaltet sich Zukunft.

Der Vinschger hat es nicht nötig abzuschauen, zu kopieren und sich kurzfristigen Modeerscheinungen zu unterwerfen. Geformte Vergangenheit und freie Gegenwart erlauben ein stetes Wachsen im Gleichgewicht von Landschaft und Mensch. Sperrt also nicht Eure Gäste in künstlichen Wellnessburgen ein, sondern zeigt ihnen das Licht einer lebendigen Erlebniswelt, das Kraft und Erholung gibt für andere Tage.

Möchte keine Milchtankwagen mehr sehen die Irrwege befahren und Erzeugnisse der Natur entfremden. Beginnt Eure Nachbarn im Osten und Westen, im Süden und Norden in Euer Tal einzu-

laden und erzählt ihnen von Geschichte und Geschichten, von Übergängen und Zusammenhängen. Begegnungen sind dazu da, Vorurteile abzubauen und schützen vor Entfremdung.

Redet miteinander, zeigt Eure Stärken und steht zu Euren Schwächen. Die Menschen sind nicht ärmer, sie fühlen sich nur ärmer, weil sie nicht arm und schwach sein dürfen. Die Gesellschaft hat die Menschen gleichgedrückt, wie die Hüggelfelder neben den Kornäckern. Unter dieser Last brechen sie oft zusammen, sind ängstlich und allein. Schwächen und Sorgen werden zugedeckt und verdrängt, obwohl sie zu den Menschen gehören, wie der Schatten zum Licht. Hilfesuchende Gedanken bleiben ungesagt und verkümmern in Einsamkeiten. Stellt Euch einmal vor wie liebevoll Schwächen und Sorgen miteinander umgehen würden, wenn sie ausgesprochen werden dürften. Allzuoft füllen wir unsere Köpfe mit Normen und Vorschriften, die schließlich dem Instinkt, der Kreativität und dem eigentli-

chen Erleben keinen Raum mehr lassen. Lassen wir uns nicht von unseren Ängsten daran hindern, unsere Träume wahr zu machen. Normen und Verordnungen sind nicht immer zum Wohle der Menschen eingesetzt und Diktaturen werden oft nicht als solche erkannt. Es ist schön wieder im Vinschgau zu sein. Gemeinsam werden wir versuchen unser Leben in den Griff zu bekommen, denn Glück hängt, wie die Natur zeigt, weniger von äußeren Dingen ab, als die meisten annehmen. Die Zukunft kommt früh genug. Ganz gleich, was man tut. Und dann wird einem klar, wie wichtig es ist, dass man sich Zeit nimmt, Gegenwart zu leben.

Mein größtes Glück besteht darin, Euch in den Begegnungen, beim gemeinsamen Reisen, zum Glück, zum eigentlichen Erleben hin zu führen. Weitsichtige und mutige Vinschger werden mich dabei begleiten.

*Karl Perfler*

## GIAN A. ALBERTINI

### DIE <<GEFALLENEN ENGEL>> HOLZSKULPTUREN



Geboren am 11.10.1952 in Samedan  
Aufgewachsen in St. Moritz,  
Primarschule St. Moritz und anschließend  
EMS Samedan.  
1969 bis 1973 Lehre und  
Kunstgewerbeschule in Zürich.  
Seit 1982 wohnhaft in Sent (Unterengandin)  
Verschiedene Einzel- und  
Gruppenausstellungen in: Zürich/Winterthur/  
Avenches/Chur/Weite/Samedan/Aarau/  
St. Moritz/ Stampa/Scuol  
Sondrio/Mailand/München/Innsbruck/Wien u.a.



## KASSIAN ERHART

### KLANG- UND BEWEGUNGSSKULPTUREN



Geboren 1948 als Sohn einer Bergbäurin,  
Ausbildung zum Holzbildhauer und autodidak-  
tische Weiterbildung, u.a. 1976 -84 wiederhol-  
ter Besuch der Sommerakademie Salzburg.  
Arbeitete bis 1990 am Bergbauernhof, daneben  
1978-85 Lehrer an der Bildhauerschule Elbi-  
genalp und bildhauerische Tätigkeit.  
Seit 1991 freischaffend tätig.  
1990-1994 Kursleiter an der Sommerakade-  
mie Hohenems. Teilnahme an diversen Bildhau-  
ersymposien. Arbeiten in Holz, Metall, Stein.  
Auch grafische Arbeiten, u.a. Holzschnitt.

### Steinskulpturen - Lithophone - Klänge

Sicherlich hat sich schon der Urmensch des Ma-  
terials Stein zur Herstellung von Tönen bedient,  
Töne, die durch Klopfen und Schlagen entstehen.  
In unserem Fall entstehen Steinskulpturen, die  
durch Schlagen, Klopfen, Streichen und Blasen  
zum Schwingen gebracht werden können.  
Dem Material Stein wird dadurch die Schwere  
genommen, es wird leicht. Diese Leichtigkeit ist  
das Faszinierendste.  
Die Skulptur, die visuell und haptisch wahr-  
nehmbar ist, erhält somit eine neue Dimension.  
Material und Form werden auch durch das Gehör  
wahrnehmbar. Sie wird benützbar und in ihrer  
(Ton)Qualität durch den jeweiligen Musiker be-  
wusst veränderbar. *Kassian Erhart (Bildhauer)*

## JOSEF (PEPI) MAYR

### (GEB. 1935) EIN LEBENSPOTRAIT



Der kristalline weiße Laaser Marmor und Pepi  
Mayr sind durch ein ähnlich starkes Band mit-  
einander verbunden, wie die Bodenscholle mit  
dem Bauern, der sie hütet und bestellt. Solche  
Beziehungen entstehen langsam, sie wachsen und  
reifen und sind dafür umso beständiger. Bereits  
von Kindesbeinen an lernte Pepi Mayr die vie-  
len, oft auch harten Seiten des Marmor schätzen

und lieben: Im Steinmetzbetrieb seines Vaters,  
durch die Arbeiter, die hinaufstiegen zu Bruch  
und Lagerplatz, die in den Hallen des Marmor-  
werks ihrem täglichen Broterwerb nachgingen  
oder in der lokalen Handwerkstradition den  
Marmor bearbeiteten. Begegnungen mit Künst-  
lern und Bildhauerpersönlichkeiten gaben sei-  
nem Leben Bereicherung und wertvolle Impulse  
und wurden zu oft tiefen Freundschaften, die das  
persönliche Schaffen als Bildhauer nachhaltig be-  
einflussten. Der eigene Betrieb wurde zur Dreh-  
scheibe für die Auseinandersetzung mit Kunst,  
Bildhauerei und Denkmalgestaltung. Offen und  
gastfreundlich öffnete Pepi Mayr vielen schöpfe-  
rischen Menschen seine Werkstätte und machte  
sie zu einer Geburtsstätte unzähliger Ideen und  
künstlerischer Schöpfungen aus dem edlen Laa-

Bei den ersten unter dem Arbeitstitel <<Engel>> entstandenen Skulpturen von Gian A. Albertini handelt es sich um Schutzengel mit nur einem Flügel.

Albertini hat begonnen sich mit dieser Thematik auseinander zu setzen, als er seine Werke für die beiden Eingänge des Vereintunnels realisierte - eben auch ein Engel mit nur einem Flügel, wel-

cher auf den Tunnel zeigt. Die Engel, die er anschließend gemacht hat, sollen das ganze Spektrum der Assoziation erlauben - Luzifer, Ernüchterung und so weiter. Sie sollen jedoch nicht in religiösem Sinne verstanden werden. Sie könnten sogar an matriarchalische Göttinnen mit ihren weiblichen Körpern und Symbolen erinnern. Auch ihre dunkle Farbe läuft der Idee einer Lichtgestalt entgegen.

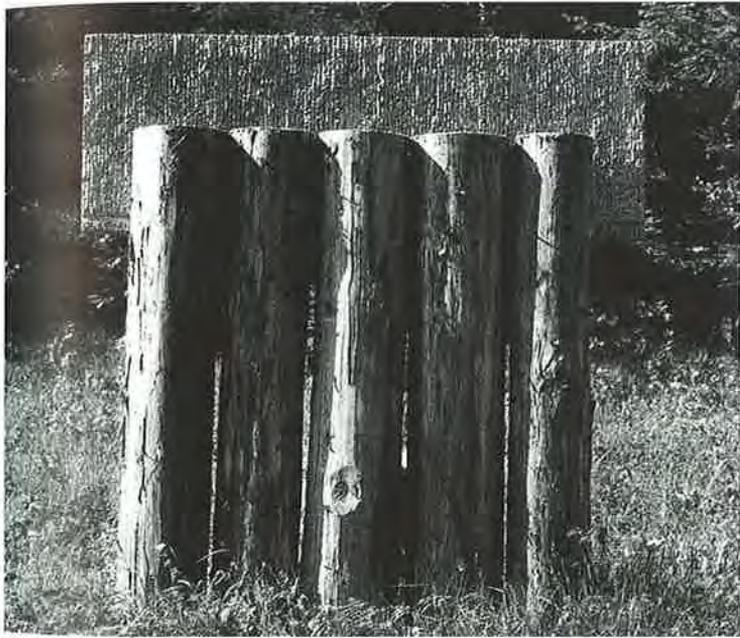
Im Jahre 2003 konnte Albertini - mit Unterstützung der <<Nullstein Assoziation St. Moritz>> - mit der Realisierung der noch nicht abgeschlossenen Werkgruppe <<gefallene Engel>> beginnen. Ein Teil dieses Zyklus wurde anlässlich des <<White Turf>> auf dem gefrorenen St. Moritzer See gezeigt. Die Skulpturen aus Lärchenholz bearbeitet der Künstler nur mit Kettensäge und

Winkelschleifer. Die Figuren werden dann mit roter Farbe unterlegt und mit einer schwarzen Lasur übermalt.

Ihren Glanz erhalten die Engel durch das Auftragen von Parkettsiegelack.

Mit dem Zyklus <<gefallene Engel>> gewann Gian A. Albertini dieses Jahr den von Regio Plus (Nationalpark Region Engadin Val Müstair) in drei Kategorien ausgeschriebenen Wettbewerb in der Kategorie Kunst.

Aus dem Jurybericht: <<Auf den ersten Blick sieht man nicht, dass die Skulpturen aus Holz sind. Auf den zweiten Blick sieht man aber, dass der Künstler sehr gut mit dem Material umgeht - die Spalten und Risse im Holz werden bei seinen Skulpturen zum Beispiel genutzt um künstlerische Feinheiten zu zeigen.



Große Panflöte,  
Gneis, 1998

Great panpipes,  
gneiss, 1998

Es ist eine besondere Herausforderung, für ein Instrumentarium zu komponieren, das in seinen musikalischen Möglichkeiten stark reduziert ist bzw. abseits des herkömmlichen Klangspektrums liegt.  
*Günther Zechberger (Komponist)*

ser Stein. Unzählige Werke meist sakraler Natur und kunstvoll geschaffene Grabmale, ebenso wie Gipsmodelle für kleine und große Skulpturen, die sowohl aus der bildhauerischen Tradition als auch aus der Moderne schöpfen, zeugen von intensiver künstlerischer Auseinandersetzung mit dem Stein. Beim Eintritt in die Werkstatt fällt Pepi Mayr den Besuchern nicht unbedingt auf, so sehr hält er sich im Hintergrund, so unaufdringlich wirkt er manchmal in seinem Schaffen. Gerade diese Bescheidenheit, gepaart mit Geduld, Ruhe und handwerklichem Feingespür, die Pepi Mayr in vollster Harmonie in sich vereint, machen ihn jedoch zu einem Schöpfer des Laaser Marmors, der den stolzen Stein versteht und ihm in respektvollem und kunsthandwerklichem Schaffen Form und Seele einhaucht.

*Franz Waldner*



Foto: Franz Waldner

# DAS GANGLEGG VON SCHLUDERNS

EIN POLITISCHES ZENTRUM  
IN DER BRONZE- UND EISENZEIT



Bronzespiralen, die Kontakte der Ganglegger mit dem Balkan belegen

Oberhalb von Schluderns liegt am Rande der Leitenweisen eine gegen den Saldurbach steil abfallende, längliche Kuppe, das sog. „Ganglegg“. Die Lage oberhalb der Talsohle auf 1142 m Höhe gewährte optimalen Schutz und einen umfänglichen Einblick in das Becken des Oberen Vinschgaus. Damit waren grundlegende Voraussetzungen für eine frühe Niederlassung gegeben, die eine lange und wechselvolle Geschichte erleben sollte. Nach der endgültigen Auffassung dieser Siedlung wurde das Areal stets als Weide genutzt. Erste Funde förderte man bereits am Beginn des 20sten Jahrhunderts zutage, Schürfungen in den 80er und 90er Jahren ergaben auffallend qualitativ hochwertige Objekte. Einen Einblick in die Siedlung und ihre Rolle im Oberen Vinschgau lieferten schließlich die Grabungen in den Jahren 1997 bis 2001.

Bereits in der Kupferzeit (3500-2200 v. Chr.) hat man das Ganglegg sowie den Kalvarienberg hinter Schluderns begangen. Nach einer Jahrhunderte langen Unterbrechung wird der Platz in der Bronzezeit ab ca. 1500 v. Chr. von einer Bevölkerungsschicht zu Siedlungszwecken gewählt, die sich klar als Führungselite im Vinschgau auszeichnete. Machte sich eine solche im Raum nördlich der Alpen etwa durch aufwändige Grabkammern und die Mitgabe eines umfangreichen Trinkservices, eines Wagens u. ä. deutlich, so verfügten die „Herren am Ganglegg“ über weitläufige Kontakte, die bis ins Mittelmeer, in den süddeutschen Raum und weiter bis zum Balkan reichten. Sichtbarer Ausdruck dieses Austauschs sind Keramikgefäße, kostbarer Schmuck, fremde Gussformen oder Mittelmeerschnecken. Entsprechend anderen Burgen dieser Zeit hat auch am Ganglegg das Pferd als Prestigetier Einzug gehalten. Zudem zeigte sich die Bewohnerschaft, die mit rund 60 Personen veranschlagt werden kann, durch eine 120 m lange und 5 m breite Befestigungsmauer, die eine beachtliche Gemeinschaftsleistung darstellt, deren Verwirklichung nur mit einer politischen Abhängigkeit eines größeren Umfeldes erklärbar ist. Dass das Ganglegg als Siedlungspunkt gezielt gewählt wurde, wird auch daran deutlich, dass man sämtliche Weiler in der Umgebung einsehen und damit auch kontrollieren konnte. Der Status dieser Siedlung konnte sich über rund 5 Jahrhunderte und damit über rund 16 Generationen halten, was für eine strenge soziale Staffelung und bereits eine politische Organisation der Gesellschaft spricht. Wenn man nach dem Hintergrund fragt, weshalb es zu dieser Vorrangstellung der Bewohner kommen konnte, so ist vor allen Dingen die günstige to-

pographische Lage an der Oberen Etsch hervorzuheben, wo sich die Wege sowohl gegen Süden wie in die Ostschweiz und in den Raum nördlich der Alpen öffnen. Diese Route wurde in der Bronzezeit intensiv begangen und ein reger Austausch getätigt. Dabei kam dem Ganglegg eine Schlüsselfunktion zu.

Neben einer weltlichen Macht schien an diese Siedlung auch eine religiöse Mittelpunktfunktion gebunden zu sein. Sichtbarer Zeuge ist eine südwestlich des Gangleggs liegende Kuppe, welche heute den Namen „Hahnehütterbödele“ trägt. Dort fand sich das weitum sichtbare und durch Holzpfähle gekennzeichnete Heiligtum. Hauptbestandteil war das Brandopfer, dem die Vorstellung der reinigenden Wirkung des Feuers zugrunde liegt. Durch wahrscheinlich in regelmäßigen Abständen dargebrachte Opfer wollte man mögliche Gefahren für die Siedlungsgemeinschaft abwenden und sich die wirtschaftliche Basis durch das Gnädigstimmen der Gottheiten auch für die Zukunft sichern. Ähnliche Bitt- und Dankopfer kennt das Christentum in Form von Erntedankfeiern. Zentralen Inhalt bildete bei den Gangleggern das Tieropfer, belegt durch unzählige verbrannte Knochen. Dabei handelte es sich in erster Linie um Schädel und Fußknochen von Schafen, Ziegen, Rindern und Schweinen, die man auf einem Steinaltar verbrannte. Die verbrannten Tierknochen wurden stets an derselben Stelle zu einem Haufen aufgeschüttet. Damit entstand im Laufe der Zeit ein Hügel mit einem Durchmesser von rund 10 m und einer Höhe von rund 1,4 m. Schließlich ist die Opferung von Getreide belegt, das man zusammen mit den Tieren verbrannte. Vermutlich hat man auch weitere landwirtschaftliche Produkte, die sich archäologisch nicht mehr nachweisen lassen, wie Milch, Honig und ähnliches geopfert und in Gefäßen dargebracht. Der Ritus verlangte es, dass man sämtliche Gefäße anschließend zerstörte. Die große Menge an Knochen lässt annehmen, dass das Heiligtum von einer ganzen Talschaft, wie dem Vinschgau aufgesucht wurde und keineswegs lediglich von den Bewohnern des Gangleggs. Neben dem Knochenhügel bestand ein 13x7,8 m großes Gebäude, das einer Kultgemeinschaft zur Ausübung der Riten diente. Unverbrannte Knochenreste und Keramik deuten darauf hin, dass man dort ein gemeinschaftliches Mahl einnahm. Dass man den Großteil des gesamten Geschehens am Heiligtum, wie Einzugs, Tänze, Gebete, Tracht usw. archäologisch nicht nachweisen kann, versteht sich von selbst. In einschlägigen Schriftquellen wird dies aber anschaulich geschildert

und darf in dieser Form ebenso für das Hauptheiligtum der Ganglegg gelten.

Die Opferungen im Heiligtum werfen bereits ein bezeichnendes Bild auf die Lebensgrundlage der Bewohner. Diese bildete der Ackerbau und die Viehzucht. In der Siedlung konnte eine Reihe von Getreidesorten und Hülsenfrüchten nachgewiesen werden (Rispenhirse, Nackt- und Spelzgerste, Emmer, Dinkel, Ackerbohne, Saat-Erbse, Linse). An Haustieren hielt man in erster Linie Schafe und Ziegen. Einen wichtigen Bestand bildeten Rinder (Kühe, Ochsen, Stiere), allerdings war ihr Überwintern schwierig, da noch ohne Heuwirtschaft das Vieh in erster Linie mit Laubfütterung das Auslangen finden musste. Einen kleineren Anteil nehmen die Schweine ein. Das Fehlen von Wildtierknochen zeigt an, dass die Jagd kaum zum Lebensunterhalt beitrug.

Ungefähr um 1000 v. Chr. zerbrach die über Jahrhunderte bestehende gesellschaftliche Ordnung. Die Folge war ein Verlassen der Siedlung. Das Heiligtum wurde mit einem Steinmantel und einer Lehmschicht sorgfältig abgedeckt. Es sollten dunkle Jahrhunderte folgen, in denen es keine Siedlungsspuren mehr gibt. Ein neues Kapitel der Siedlungsgeschichte wird mit den Rättern aufgeschlagen. In der Zeit zwischen dem 5. und 2. Jh. v. Chr. bestand auf dem Tartscher Bichl eine stadträhnliche Siedlung, deren Struktur von den Etruskern in Oberitalien übernommen worden war. Der Stamm der Venosten zeigte sich damit selbstbewusst und imitierte südliche Vorbilder. Auf dem höchsten Punkt des Bichls bestand ein Brandopferplatz, der wohl - ähnlich dem Hahnehütterbödele in der Bronzezeit - ein Hauptheiligtum im Vinschgau darstellte. Aus unbekanntem Gründen gab man im 2. Jh. v. Chr. die Siedlung auf und verlegte sie auf das nahe Ganglegg, das nun wiederum die Vormachtstellung im Oberen Vinschgau übernahm. Man zeigte sich dementsprechend mit einer eindrucksvollen Befestigungsmauer, die mit einer Breite von 2,5 m heute noch teils bis zu 1,7 m hoch erhalten ist. Die Krone trug zudem noch einen hölzernen Wehrgang, welcher der Siedlung schließlich einen burgähnlichen Charakter gab. Einen solchen Eindruck von rätischen Siedlungen hatte auch der römische Dichter Horaz (65 v. Chr. bis 8 n. Chr.), wenn er in Zusammenhang mit der römischen Alpeneroberung die Vernichtung der „auf grauisigen Alpenhöhen errichteten Burgen“ besingt. Am Ganglegg setzte in dieser Zeit eine intensive Bebauung ein. Kennzeichen ist das typische zweigeschossige Gebäude mit winkelförmigem Zugang ins Untergeschoss. Das Obergeschoss be-

stand vermutlich aus einem Blockbau und war der eigentliche Wohnraum, während der eingetiefe Teil wohl der Vorratshaltung diente. Man rechnet mit einer Einwohnerzahl von rund 300 Personen. Besonders eindrucksvoll ist das Vorkommen der Schrift, die auf den religiösen Gebrauch beschränkt blieb. Vorbilder in der Fibelmode sind nunmehr die Kelten, deren Formen in heimischen Werkstätten imitiert wurden. Dazu zählen auch Glasarmringe, Bronzearmbänder und Halsschmuck. Untersuchungen ergaben, dass die Ganglegger Töpfer aus dem keltischen Kulturraum engagierten, um vor Ort keltische Keramik produzieren zu lassen. Weitere Einflüsse von außen sind seitens der Römer spürbar, welche bereits die gesamte Poebene besetzt hielten. Römische Fibeln mit Inschriften oder politischem Bildprogramm bezeugen die Bemühungen der römischen Politik, mit den Stämmen im Trentino und in Südtirol in Kontakt zu treten. Das Ende der Siedlung fällt in die Zeit der römischen Alpeneroberung 16/15 v. Chr., wobei aber im Zuge der Untersuchung keinerlei Kampfspuren nachzuweisen waren. Nach einer abermaligen längeren Siedlungsunterbrechung kam es im 3. Jh. n. Chr. zu einem neuerlichen Aufsuchen des Gangleggs, nachdem die politische Instabilität infolge von Einfällen der Alemannen bis nach Oberitalien eine Dauersiedlung im Talboden nicht mehr zuließ. Mit der endgültigen Auffassung der Siedlung im 4. Jh. n. Chr. fiel das Ganglegg in politische Bedeutungslosigkeit. *Dr. Hubert Steiner*



Knochenspitzen mit Inschrift dienen religiösen Gebräuchen

# KLOSTER MÜSTAIR IM WANDEL

Capitulum edificavit & domum

Carus Carolus cum  
fratre fecit cenobium  
domi monasterium.



Karl der Grosse als Stifter: Federzeichnung aus einem Güterverzeichnis von 1394.

Was steckt dahinter, wenn Mönche in ein Bergtal ziehen, um ein Kloster zu gründen? - So geschehen in Müstair im schweizerischen Münstertal Mitte der 70er Jahre des 8. Jahrhunderts. War es Weltflucht, Askese, Rückzug in die Berg einsamkeit?

Das Gegenteil war der Fall. Karl der Grosse selbst dürfte den Anlass zur Klostergründung gegeben haben - sicher aus religiösen Gründen, aber bestimmt nicht ohne politische Absicht. Mit Müstair besetzte er einen wichtigen Ort an der Grenze seines Reiches, nämlich an der Nahtstelle zwischen dem neu eroberten Langobardenreich (774) und dem anvisierten Ziel des Herzogtums Bayern (786). Müstair liegt zudem nahe an wichtigen Verkehrswegen (Via Claudia Augusta) und Passü-

bergängen (Umbrail nach dem Veltlin, Ofenpass nach dem Oberengadin und Cruschetta nach dem Unterengadin). Es entbehrt nicht der Systematik, wenn die wichtigsten Einfallstore nach Graubünden von zuverlässigen Klöstern überwacht wurden. Pfäfers kontrollierte die Rheinübergänge der Walensee-Route bei Maienfeld, Disentis den Passverkehr über Lukmanier und Oberalp, die Frauenklöster Cazis und Mistail die Passstrassen vom Domleschg Richtung Süden.

Nach der Gründung erlebte Müstair eine Blütezeit. In sehr kurzer Zeit entstand eine Klosteranlage, welche die heutige an Grösse übertraf. In der Mitte des 9. Jahrhunderts zählte der Konvent 45 Mönche. Die Klosterkirche wurde vollständig mit Fresken ausgemalt, die heute noch

zu bestaunen sind. Aufgrund dieses umfangreichen und einzigartigen Wandmalereizyklus zählt Müstair heute zum UNESCO-Weltkulturerbe der Menschheit.

Vom ursprünglichen Kloster ist neben der Kirche auch die Heiligkreuzkapelle erhalten geblieben. Die Balken der Decke über dem Erdgeschoss sind 788 gefällt worden und tragen heute noch den Boden des Obergeschosses. Die Kapelle war ebenfalls bemalt, hatte Stuckaturen wie die Benediktikirche in Mals und besass Chorschranken aus Marmor. Das alles lässt sich archäologisch nachweisen.

Die gründlichen archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre haben aufgezeigt, dass der Plantaturm nicht um 1500 entstanden ist,

wie seine Benennung nach der Äbtissin Angelina Planta (1478-1509) vermuten lässt, sondern bereits um 960, also in der Regierungszeit Kaiser Ottos I. Der Plantaturm ist damit die älteste bekannte Burg des Alpenraumes. Er manifestiert nicht nur das Schutzbedürfnis gegen die räuberischen Überfälle der Sarazenen und Ungarn, sondern war wiederum ein Stützpunkt auf Ottos Weg nach Italien.

Viel offener baute Bischof Hartmann um 1035. Nach südländischer Manier ließ er einen Wohntrakt mit Mittelturm und seitlichen Sälen errichten. Wenn man den Turm durch die offenen Portale durchschritt, gelangte man via einen Vorraum in einen Ehrenhof mit gedecktem Umgang, und von da in die Kirche hinein. Bereits sein Nachfolger hielt diese Bauweise für zu unsicher und auf 1250 m Meereshöhe für klimatisch unangemessen. Er ließ die Tore weitgehend zumauern und machte aus der Vorhalle eine doppelgeschossige Kapelle. Die Ulrichskapelle im Erdgeschoss wurde um 1100 prächtig ausgeschmückt mit plastisch gebildeten Engeln und farbig gemalten Hintergründen. Dieses Kleinod der Kunstgeschichte wird zur Zeit nach allen Regeln der Kunst konserviert.

Weil sich im 12. Jh. der Männerkonvent aufgelöst hatte, berief der Bischof Nonnen nach Müstair und übergab ihnen nebst den (stark reduzierten) Klosterbauten auch seine Residenz. Für sich errichtete er einen bequemen Palasbau nördlich des Plantaturms, der weiterhin in seinem Besitz blieb. Selbstbewusst hat der Nonnenkonvent das Kloster gestaltet. Sie versuchten sich mit Klostermauern gegen herumziehende Horden zu schützen. Die heutige Mauer mit den zwei markanten Tortürmen wurde noch vor dem Calvenkrieg begonnen, wie Brandschäden am Nordtorturm beweisen. Die Schwestern sorgten auch gut für ihren wirtschaftlichen Unterhalt.

Die große Landwirtschaft - noch heute die grösste des Tals - ernährte wohl nicht nur den Konvent, sondern kam in Notzeiten auch der Talbevölkerung zu gute. Daraus mag sich der bis vor einer Generation noch bekannte Brauch, dass Kinder bei bestimmten Gelegenheiten an der Klosterpforte eine Laib Brot erhielten. Man hört, es habe nie besseres Brot gegeben. Zur Selbstversorgung gehörte auch der Bau von Mühlen, Sägereien und Strällen. Der Nordstall entstand um 1503, der Südstall 1707. Mehrere Äbtissinnen haben für sich selber Residenzen errichtet, meist Sui-

ten aus drei Räumen: ein Vorraum mit Feuerstelle, eine reich ausgestattet Stube mit Ofen und eine Schlafkammer. Sechs solche repräsentative Residenzen sind bis in heutige Zeit erhalten geblieben. Für die gewöhnlichen Schwestern gab es erst Ende des 17. Jahrhunderts Einzelzellen. Vorher haben sie sich einen Schlafsaal geteilt. Vermutlich war es im Dormitorium geselliger und im Winter weniger kalt. Da die meisten Schwestern aus besserem Hause stammten, kann das neue Klostermuseum im Plantaturm prunkvolle Zinngedecke der Konventualinnen präsentieren.

Der Plantaturm, der wie der Turm der Fürstenburg ebenfalls einzustürzen drohte, wurde rechtzeitig gesichert und restauriert. Er hat so viele spannende Winkel und Räume zu bieten, dass man darin das erwähnte Museum einrichtete. Wenn man sich im Museum eine Führung gönnt, kann man noch viel tiefer in die Kunst- und Baugeschichte eintauchen.

Zugleich erhält man einen Blick hinter die Kulissen eines lebendigen Frauenklosters. Die Schwestern von Müstair laden herzlich dazu ein. Das Museum ist täglich geöffnet.

Die Öffnungszeiten und vieles mehr findet man unter [www.muestair.ch](http://www.muestair.ch). *Jürg Goll*



Eingang ins Museum und in die Kirche, Fotos: A. Dind

# 3 Fragen an Karl den Grossen.



## FRAGE:

"Verehrter Herr, der Name Val Müstair leitet sich aus der Bezeichnung Monasterium ab. Wie stehen Sie heute zu dieser Bezeichnung: Val Müstair?"

## ANTWORT:

"Die Fusion aller Kur- und Verkehrsvereine im Jahre 2003 war der massgebende Schritt in Richtung Globalisierung und Internationalisierung auch eines kleinen Gebietes wie das Val Müstair. Also ist die Bezeichnung auch als strategisch richtig zu bezeichnen."

1

## FRAGE:

"Sie haben um 740 n. Chr. einen Meilenstein mit dem Kloster gelegt, welches ursprünglich als Herberge gedacht war und ein Bindeglied zwischen Chur und Tirol bildete. Sehen Sie diese Funktion des Klosters immer noch?"

## ANTWORT:

"Mein Anliegen war es damals einen Korridor zwischen Chur und dem Tirol zu schaffen, und der Entwicklungsstand der heutigen Zeit widerspiegelt eigentlich nur meinen damaligen Gedanken. Die Funktion des Klosters hat sich intensiviert ... es würde sonst nicht mehr existieren und alle Bemühungen es zu erhalten würden umsonst sein."

2

## FRAGE:

"Wie sehen Sie die Entwicklung des Val Müstair für die nächsten 500 Jahre?"

## ANTWORT:

"Eine zukunftsorientierte und verbindliche Antwort kann ich Ihnen nicht geben.

Allerdings sehe ich in meiner Vision eine noch wesentlichere Rolle des Klosters als Drehscheibe beider Kulturen diesseits und jenseits der Grenze in einem sich immer mehr annähernden Europa."

3





Switzerland. +

VAL MÜSTAIR  
NATURA E CULTURA





IN DEN BILDERN MEINER KINDHEIT SIND ALLE WEGE WEISS. MARMORWEISS

Luis Stefan Stecher, Foto: Gianni Bodini



# MARMOR, MENSCHEN, MACHT UND MISTHAUFEN



Josef Lechner (oben) und Johannes Steinhäuser (unten)

Bilder: Archiv Hansjörg Telfser

Die Treppenstufen aus Marmor, die Terrasse durch Marmorbalustraden begrenzt, das Portal von Marmor umrandet und die Eingangshalle mit Marmorsäulen geschmückt.

Was ist schöner als Marmor im Haus zu haben? Einen Marmorbruch zu besitzen!

Doch dazu braucht es nicht nur Ideen und Idealismus, Durchhaltevermögen und Rechtstitel, sondern vor allem Geduld und Geld, Beziehungen und strategisches Denken und nicht zuletzt politische Protektion.

Blickt man auf die knapp 150 Jahre zurück, in denen im Vinschgau auf professionelle Weise Marmor gebrochen wird, so haben alle bedeutenden Unternehmer in unterschiedlicher Form ihre Fähigkeiten, Beziehungen und Geldmittel eingebracht. Als erster der Pionier Johannes Steinhäuser, besser gesagt dessen Vater - der Künstler Karl Steinhäuser und der Bremer Finanzier Ge-

org Pacius. Sie schickten Steinhäusers Sohn nach Laas. Mit ihm begann der systematische Abbau des Marmors im Vinschgau. Werkstätten entstanden und mit kaiserlich-königlicher Hilfe eine Steinmetzschule. Steinhäuser setzte die ersten Marketingmaßnahmen. Der Vinschgauer - Morterer, Göflaner und Laaser - Marmor war fortan der „Laaser“. 1873 präsentierte er ihn unter seinem neuen Namen auf der Weltausstellung in Wien. Dies sollte eine Initialwirkung haben. Von da an fand der Laaser Marmor Verwendung bei der Errichtung der Prunkbauten in der prosperierenden Donaumetropole. Und in Laas selbst zertrümmerte der Stein das Dorfgefüge. Hunderte von Arbeitern aus allen Ländern der Donaumonarchie kamen in den Mittelvinschgau. Nicht nur die Moral musste in Laas neu definiert werden. Auch die Interessen von Bauern und Arbeitern rieben sich. Hier die der Tradition verpflichteten

Landwirte, die noch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts am viehhaltenden Gesindebetrieb mit Misthaufen, billigen Knechten, Mägden und Naturalienentlohnung festhielten und im Herrgott ihren Trost suchten, und da die Arbeiter, die auf geregelte Arbeitszeiten pochten, einen fixen Lohn einstrichen und ihre Zukunft in der Sozialdemokratie sahen. So übten die konservativen Bauern über die Gemeindeverwaltung ihre Macht aus und die Arbeiter zeigten beispielsweise bei den ersten allgemeinen Reichsratswahlen 1907 wohin sie tendieren. Die Sozialdemokratie bekam in Laas mehr Stimmen als im gesamten übrigen Vinschgau. Dennoch war das politische Feld nur ein Nebenschauplatz.

Für die Unternehmer der Marmorindustrie war das Laaser Engagement immer eine Geldfrage. Auch für den Pionier Steinhäuser. Keine 15 Jahre nach seinem Einstieg ins Marmorgeschäft sah

er sich gezwungen seinen klammen Betrieb, der dringend einiger Investitionen bedurft hätte, an die renommierte Wiener Union-Baugesellschaft abzugeben. Mit ihr gewann die junge Marmorindustrie an Seriosität. Wie aus den damaligen Berichten der Bozner Handels- und Gewerbekammer hervorgeht, sind zwischen 200 und 300 Arbeiter bei den Wienern beschäftigt gewesen.

In diese Phase fällt auch der kometenhafte Aufstieg des Parnetzer Bauernbuben Josef Lechner. In die Geschichte ist er als „Marmorlechner“ eingegangen. Ihm gelang es den amerikanischen Traum auf „laaserisch“ zu verwirklichen: vom Hütbuben zum Marmor-Millionär. Nach der Ausbildung im eigenen Dorf und Gesellenjahren im süddeutschen Raum, kam er mit neuen Ideen nach Laas zurück. Errichtete einen Betrieb und eine Zweigstelle in Bozen. Kaufte sich zuerst den Marmor von der besagten Union-Baugesellschaft, bis diese ihn boykottierte. Wenig beeindruckt ließ er für die Bozner Außenstelle Blöcke über die neue Brennerbahn aus Carrara ankarren und in Laas pachtete er von der Gemeinde den Weißwasserbruch. Dort baute er Untertag den Marmor ab. Später sicherte er sich noch die Rechte an der Jennwand. Über 100 Menschen arbeiteten in seinen Betrieben. Der „Marmorlechner“ war innovativ. Für den Abtransport des Materials holte er sogar Büffel aus Ungarn. Und das soziale Engagement des damals in Laas agierenden Pfarrers Nikolaus Malpaga für die Arbeiter der Marmorindustrie unterstützte er mit Geldanleihen - beispielsweise für den Bau des Josefheimes als Sitz des Arbeitervereins, des Jugendhortes und der Kinderbewahranstalt.

Während der Marmorlechner seinen Betrieb auf Hochtrab brachte, stürzten die anderen Marmorunternehmen in Laas in die Krise. Die großen Pläne der Wiener Firma „Fritz Zeller & Co.“, die von der „Union-Baugesellschaft“ 1899 das Werk in Laas kaufte, endeten bereits sechs Jahre später mit einer für den Vinschgau historischen Pleite und der Entlassung vieler Arbeiter. Eine Fundgrube für Geschichtswissenschaftler ist die vom

Gericht akribisch durchgeführte Inventarisierung des Zellerschen Besitzes - von den verschiedenen Meißeln, Hacken, Schaufeln und Seilen bis zu den mit Strom betriebenen Maschinen ist alles angeführt. Aus der Konkursmasse holte sich eine andere Wiener Firma - „Hauser“ - die so genannten „Tiroler Marmor- und Porphyrtwerke“. Hauser war es aber nicht vergönnt Glanzlichter in der Vinschger Marmorgeschichte zu setzen. Krieg- und Nachkriegszeit verhinderten dies. Auch Lechner bekam die Wirtschaftsdepression zu spüren. Zudem fiel mit dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie, der bisherige Absatzmarkt weg. Das Marmorgeschäft dümpelte in der Folge so dahin. Hauser stellte seinen Betrieb 1924 ein und die zweite Lechner-Generation produzierte nur noch auf Sparflamme bis auch die erlosch.

Dennoch bewegte auch in dieser Zeit der Laaser Marmor einiges. Vor allem hinter den Kulissen wurde um kapitalkräftige Geldgeber geworben. Verantwortlich für diese neue Qualität der Marmorvermarktung war der Münchner Künstler und Professor Matthias Gasteiger. Er brachte nicht nur die Bewunderung für das Material mit, sondern hatte auch eine gute Nase fürs Geschäft. Dem Bayern gelang es im Poker um die Pacht des Weißwasserbruches die Laaser Gemeindeverwaltung gegen den „Propheten im eigenen Dorf“ - Lechner - auf seine Seite zu ziehen. Gasteiger muss auch einen großen Weitblick besitzen haben. Er spielte bereits mit geologischen Expertisen und einer für die damalige Zeit ausgeklügelten Werbebroschüre, mit der er seinen „Großbetrieb Laasa“ ins rechte Licht rückte. Zudem erkannte er, dass der Marmor rationeller abgebaut und auf eine der Zeit angemesseneren Art und Weise zu Tal gebracht werden musste. Die Idee und das erste Projekt über den so genannten „Bremsberg“ den Marmor vom Bruch zum Verarbeitungsbetrieb zu bringen, stammte vom Wiener Ingenieur Karl Francini. Nur die Investition überforderte den „Großbetrieb“. Doch die Absichten waren bereits bis ins Deutsche Reich

vorgedrungen. In Berlin war der Geologe Ernst Schröder vom Projekt fasziniert, in Leipzig reizte den Maschinenbauern Bleichert der Bremsbergbau und in München witterte über den Kontakt des Rittmeisters Karl Wölfel die Hardy Bank ein gutes Geschäft. Den Finanziers schwebte das große Geld in Amerika vor. Nach der ersten richtigen Kapitalzufuhr für Gasteigers „Laasa“, die nun „Lasa per l'industria del marmo SA“ hieß, wurde in New York die „Internationale Marble Corporation“ gegründet. Sie sollte den Laaser Marmor dort vermarkten. Die Gelder stammten von der Münchner und Berliner Hardy Bank sowie dem US-amerikanischen Bankhaus Sullivan. Ziel der Banker die IMC-Aktien an der Börse zu platzieren. Doch der berühmt-berüchtigte „Schwarze Freitag“ im Oktober 1929 an der New Yorker Wallstreet und die mit ihm folgende Weltwirtschaftskrise bedeuteten das Aus für die Dollarträume. Sullivan und vor allem die Hardy-Bank setzten Millionen in den Sand.

In Laas wurde aber unbeirrt am Bremsberg und an der Erweiterung des Stollens im Weißwasserbruch gearbeitet. Das Erreichen der von Experten ausgearbeiteten Abbauzahlen versprach immer noch satte Gewinne. Doch stellte sich bald heraus, dass zwischen Wunsch und Wirklichkeit Welten lagen. Den eigenen Vorgaben konnte man nicht im geringsten entsprechen. Erstes internes Opfer wurde Francini.

Ihn wäscht zwar Lois Köll im Standardwerk Laaser Marmor (Tiroler Wirtschaftsstudien) von jeder Schuld rein, doch scheint der Wiener Ingenieur mit der Anwendung von großen Mengen Sprengstoff beim Brechen des Marmors überproportional viel Material vernichtet zu haben. Auch die von Oskar Federspiel, dem ehemaligen Bürgermeister und Mentor des Laaser Marmors, zusammengetragenen Originalunterlagen beweisen, dass Francini fast dreimal soviel Sprengstoff benötigte wie der aus Apulien stammende Ingenieur Antonio Consiglio mit seinem Spreng- und Seilsägeverfahren. Jedenfalls setzte sich Consiglio durch.

Noch heute wird nach seiner Methode abgebaut. Auswirkungen hatte die Pro-Consiglio-Entscheidung auch auf die Zusammensetzung der Arbeiterschaft. Da kein Personal vorhanden war, das mit der neuen Technik vertraut war, holte man Arbeiter aus den Provinzen Carrara und Lucca. Zu einer Zeit, als der Faschismus im Lande so richtig Fuß zu fassen begann und somit der Marmor auch noch eine ethnische Komponente erhielt. Der italienischsprachige Teil der über 400 Marmorarbeiter in der damaligen Zeit errichtete einen „Dopolavoro“, in dessen Umfeld auch noch eine Musikkapelle und eine Fußballmannschaft entstand. Für alle sichtbar politisch wurde es im Jahre 1937, als nach einjähriger Bauzeit die „Casa del Fascio“ ihre Tore öffnete. Den Marmor für das Haus stellte übrigens die „Lasa“ kostenlos zur Verfügung.

Die damalige Weltpolitik bekamen aber auch die deutschen Finanziers der „Lasa“ zu spüren. Ihre Namen lassen Rückschlüsse auf deren Religion zu. Sie hatten mit den Folgen der von den Nazis erlassenen Nürnberger Rassengesetze zu leiden. Unterlagen aus dem Jahre 1938 beweisen, dass die Firmenleitungen einen gewissen Max Stern mit der Vollmacht ausstattete, den Betrieb zu

veräußern. Auf alle Fälle scheint nicht die zwischen Nazi-Deutschland und dem faschistischen Italien ausgehandelte Option der Ursprung für den endgültigen Niedergang des Betriebes gewesen zu sein, sondern der Rassenwahn Hitler-Deutschlands. Ohne Zweifel hat dann die Option die Marmorfront zum Erliegen gebracht. Ganze Mannschaften von Brucharbeitern und Steinmetzen aus dem Laaser Betrieb sind nach ihrer Entscheidung für Deutschland zu Beginn der Auswanderungswelle in die Bergbauggebiete von Kiefernfelden, dem Harz und nach Hallein gebracht worden. Für die „Lasa“ war es das vorläufige Ende. In der Kriegs- und Nachkriegszeit wurde der Abbau im Bruch ausgesetzt.

Mitten im Krieg kam es zu einem Besitzerwechsel. Die halbstaatliche „Ente Tre Venezie“ übernahm Anlagen und Firmengelände. Bis Ende der 40er Jahre blieb sie inaktiv. Mit einem amerikanischen Großauftrag zur Herstellung von 88.000 Kreuzen und Davidssternen für die Soldatenfriedhöfe des US-Militärs begann eine neue Hochphase der Marmorverarbeitung im Tal.

Carlo Moeseneder Frajria beschreibt in seiner Doktorarbeit „Le cave di maro a Lasa: lavoro, migranti e gruppi linguistici in una regione di confi-

ne (1865-1998)“ diesen Aufschwung genauestens und untermauert ihn mit bisher noch nicht veröffentlichtem Archivmaterial. Um den US-amerikanischen Auftrag erledigen zu können, holte die „Ente Tre Venezie“ Hunderte von Steinmetzen, Spreng- und Brucharbeitern aus dem Veneto und der Toskana, aber auch Vinschger fanden in der damaligen Zeit Arbeit.

Am meisten Beschäftigte weist die „Lasa“ 1951 mit 594 Personen auf. In den Folgejahren verringert sich sukzessive die Anzahl des Personals. Aber 1960 gab die „Lasa“ immer noch 211 Menschen eine Arbeit.

Der Zuzug vieler provinzfremder Arbeiter brachte zwar auch ethnischen Konfliktstoff mit sich, es überwog in der Arbeiterschaft aber die menschliche Komponente. Ob Italiener oder Südtiroler - Arbeiter blieb Arbeiter mit Problemen, die es gemeinsam zu lösen galt.

Daher scheint die starke Präsenz deutsch- und italienischsprachiger Marmorarbeiter in den Gewerkschaften genauso logisch, wie die überdurchschnittliche Berücksichtigung des Partito Socialista Italiano im Mittelvinschgau bei Wahlen auf Landes- und Staatsebene bis in die 80er des vorigen Jahrhunderts.



Anders verhielt es sich mit der Unternehmensführung. Selbst aus italienischen Kreisen wurde der „Ente Tre Venezie“ vorgeworfen „typisch wie ein öffentlicher Betrieb“ zu agieren: sie sei verbürokratisiert und die politischen Interessen stünden den wirtschaftlichen weit voran. Bei einer derartigen Firmenphilosophie war es mehr als verständlich, dass die staatliche „Ente“ mit ihrer „Lasa“ in finanzielle Schwierigkeiten kam. Zwar wies die Gesellschaft in dieser Zeit durch Bilanztricks immer noch Gewinne aus, doch die Wirklichkeit trieb zum Handeln.

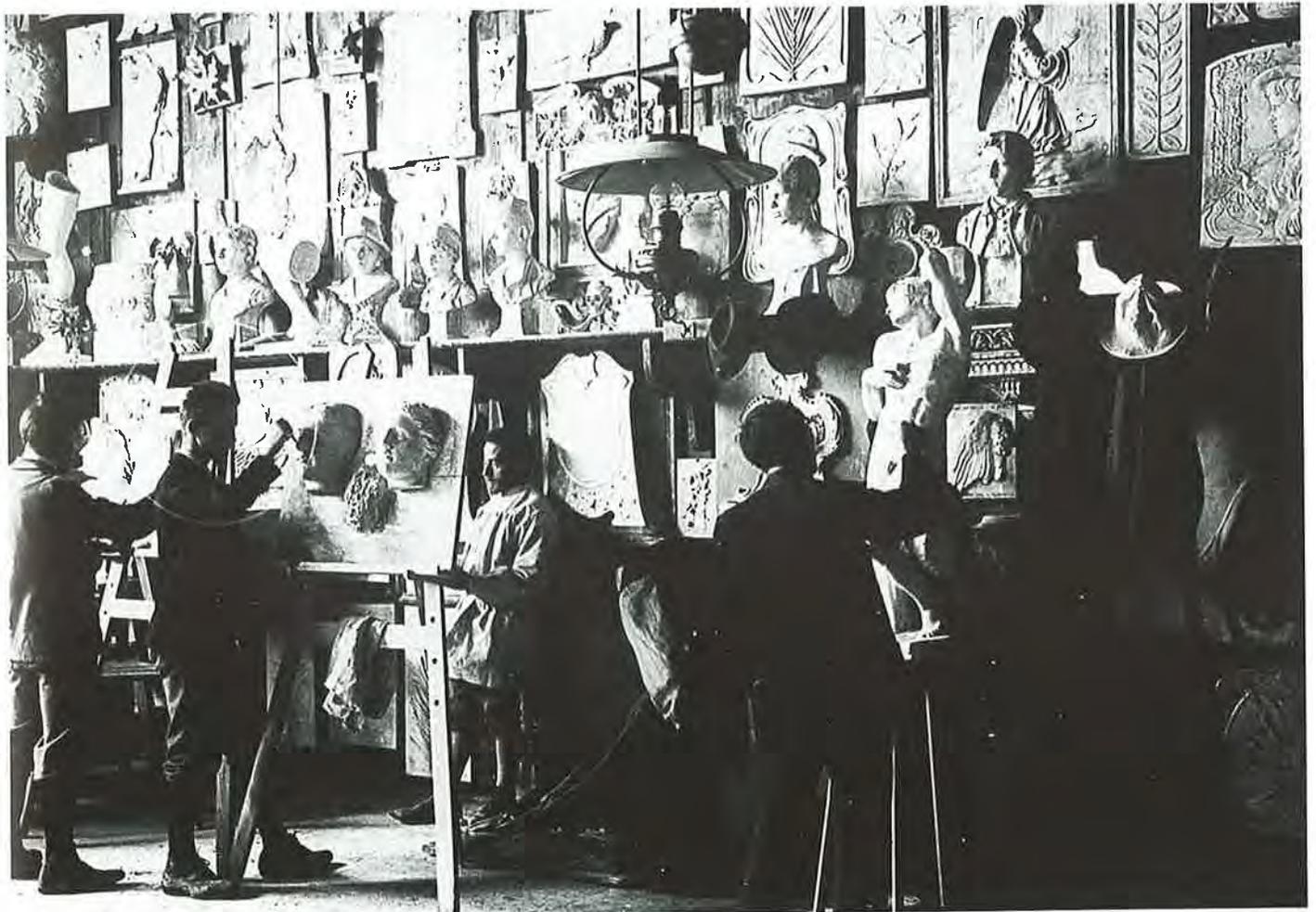
Auf Weisung Roms holte die „Ente“ Ingenieur Consiglio als Direktor zurück, der das Bilanzgeflecht entwirrt und so die Voraussetzung schaffte, dass der halbstaatliche Betrieb angeboten werden konnte. Einziger Bewerber war der aus der Lombardei stammende und in Istrien im Bruchgeschäft tätige Unternehmer Giuseppe Sonzogno, der über die von ihm kontrollierte „Cava Romana“ die „Lasa“ aufkaufte.

Der Patriarch eckte bereits zu Beginn seiner unternehmerischen Tätigkeit im Vinschgau mit den Gewerkschaften an. Es gehörte nicht zur Selbstverständlichkeit, dass die Arbeiter auch pünktlich zu ihrem Lohn kamen.

Dennoch war Sonzogno für den Vinschgau und den Gölflaner und Laaser Marmor ein großes Glück. Wie der Laaser Altbürgermeister Federpiel in der Doktorarbeit von Moeseneder-Frajria zitiert wird, habe sich Sonzogno in den hiesigen Marmor verliebt. Wer den Laaser Stein kaufen wollte, musste auch entsprechend bezahlen. Auf dem Markt wurde der Vinschger Marmor zum doppelten Preis im Vergleich zu jenem aus Carrara gehandelt. In Laas begann unter Sonzogno die Phase des „sanften Marmorabbaus“. Nicht mehr Profit um jeden Preis stand im Vordergrund, sondern dass Qualität auch kostet. Auswirkungen hatte dies auf den Beschäftigungsstand. Ein Jahr nach Übernahme der „Lasa“ durch die Triester „Cava Romana“ wurde mit 237 Arbeitern der absolute Höchststand in der Sonzogno-Ära erreicht. 1975 waren es noch 54 und 20 Jahre später 45 Arbeiter. Sonzognos Firmenmaxime, die auch nach seinem Tod von seiner Frau Nadia und Tochter Betty weiter verfolgt wurde, verschonte den Mittelvinschgau vor großen Eingriffen in die Landschaft, wie es in Carrara der Fall ist. Dort tragen die Firmen ganze Berge ab und auf gewaltigen Straßen bringen riesige LKW ihre Blöcke durch einen Nebel von feinstem Marmor-

staub zu Tal. Sieht auch so die Marmorzukunft im Vinschgau aus? Der Sturm auf den weißen Stein hat schon begonnen. Und mit dem nötigen Geld und der entsprechenden politischen Protektion geht man an den Ausbau von Straßen und die Errichtung von Seilbahnen heran. Will man das im Weißwasserbruch und Wantl über Jahrzehnten angesammelte Abbruchmaterial zu Geld machen, wird auf den Vinschgau etwas zukommen. Der direkte Weg führt von Laas oder Gölflan zu den Marmorgranulat- und Kalkverarbeitern auf die Töll. Doch es werfen sich noch viele andere Fragen auf: Wer verarbeitet den neu gebrochenen Stein in einem Land, in dem die Arbeitslosigkeit gleich null ist? Wer stellt den Wohnraum für diese Arbeiter und ihre Familien zur Verfügung? Oder wird der Marmor in großen Blöcken außer Landes gebracht und auf Carrara-Niveau verkauft? Zahlt die öffentliche Hand - also wir alle - die Errichtung der primären Infrastrukturen, von denen dann nur zwei oder maximal drei Unternehmen profitieren? Fragen über Fragen, die der Vinschger Bevölkerung auf alle Fälle vor definitiven Beschlüssen in Gemeinden und Land beantwortet werden müssen.

*Hansjörg Telfser*



# DIE LAASER FACHSCHULTRADITION

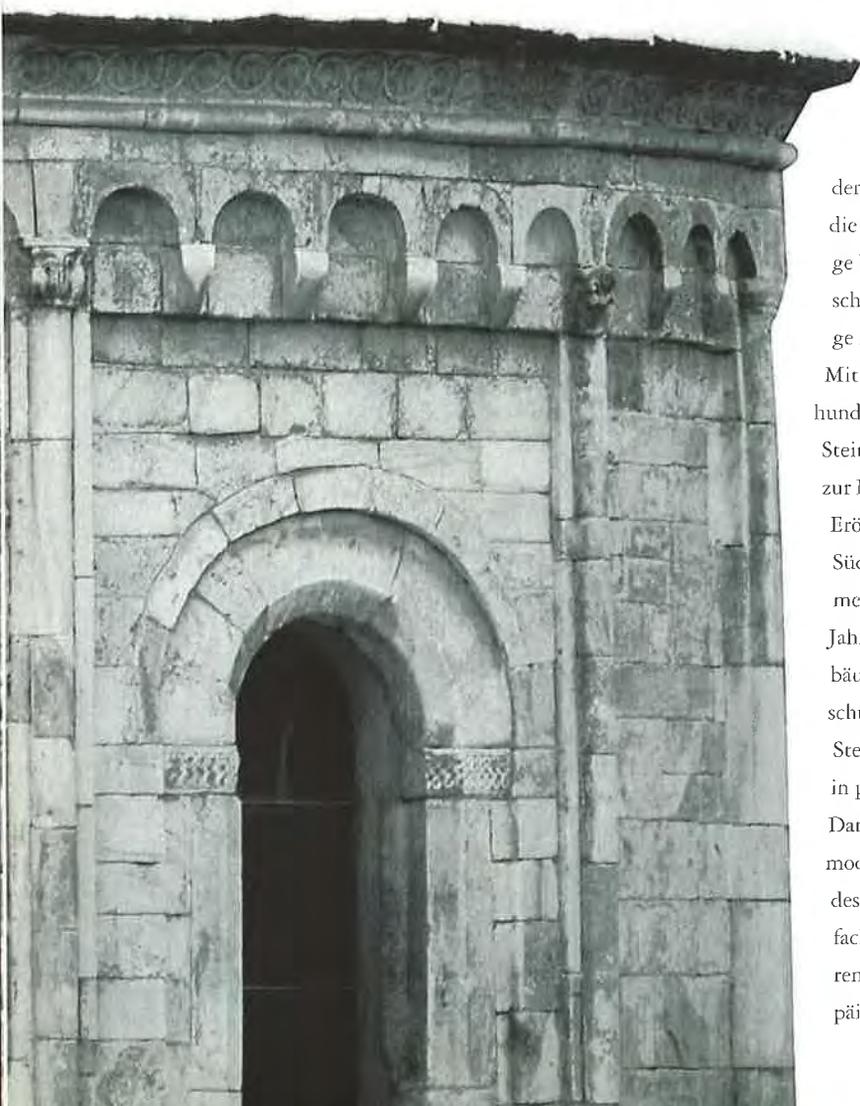
Laas und der Marmor - ein Dorf, ein Stein, ein gemeinsames Schicksal. Tatsächlich lässt es sich die Marmortradition im Ort weit in die Jahrhunderte zurück verfolgen. Eindrucksvollstes Beispiel dafür ist die romanische Ostwand an der Pfarrkirche St. Johannes, ein kunsthistorisches Kleinod, das von der hoch entwickelten romanischen Baukunst in unserem Lande zeugt. Die Errichtung der Apsis wird den „magistri comancini“ zugeschrieben, jener Bauhütte, die im lombardischen Raum nahe der Stadt Como ihren Ursprung hatte. Ihre Meister verdingten sich an Adelshöfe in ganz Europa und unterhielten damals auch im Laaser Gebiet Werkstätten. Die „Marmorblüte“ war jedoch nicht beständig, sie wurde durch zahlreiche Schicksalsschläge überschattet, die Laas immer wieder heimsuchten: Jahrhunderte hinweg brachten Murabgänge vom Gatria Zerstückung, mehrere Brandkatastrophen die bittere Not ins Dorf. Beim großen Dorfbrand am 4. Dezember 1861 wurden fast alle Häuser des Ortes ein Raub der Flammen und nur dank enormer Anstrengungen und Opfer der Bevölkerung konnte Laas wieder aufgebaut werden. Trotz widrigster Umstände blieb der weiße Marmor jedoch weiterhin im Blickfeld interessierter, vor allem auswärtiger Kreise. Durch die europaweite Blüte des Klassizismus und den dadurch entstandenen Bedarf an hochwertigem Statuarmarmor erlebte der Laaser Marmor im 19. Jahrhundert ein zweites Hoch. Entscheidend dafür waren vor allem auch der systematische Marmorabbau und die Gründung des ersten Laaser Marmorwerkes im Jahre 1865 durch Carl Steinhäuser (1813-1879), Künstler in Rom und Akademieprofessor in Karlsruhe.

Sein Sohn, Johannes Steinhäuser (1847-1892), dem die Leitung des Marmorabbaues übertragen wurde, konnte das Unternehmen mit Weitsicht, Willen für technische Neuerungen und Investitionsfreude weit nach vorne bringen. Bedingt durch die schlechte wirtschaftliche Lage im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, aber auch durch mangelnde Hilfestellung, häuften sich die Schwierigkeiten und Probleme des Unternehmens, so dass Steinhäuser den Betrieb 1881 an die Wiener Union-Baugesellschaft übergeben musste.

Johannes Steinhäuser war es jedoch gelungen seinen Traum umzusetzen: eine Ausbildungsstätte für Steinmetze und Steinbildhauer in Laas. Aus der ursprünglich privat geführten Lehrwerkstätte ging 1879 die „K.k. Fachschule für Steinbearbeitung in Laas, Tirol“ hervor, die bis zum Jahre 1911 in Laas bestand. Als eine der vielen kunstgewerblichen Fachschulen der Habsburgmonarchie weihte sie Schüler aus allen Kronländern des Reiches in die handwerklichen und ästhetischen Grundlagen der künstlerischen Steinbearbeitung ein und legte den Grundstein für die Marmorveredelung

vor Ort. Die Gemeindeväter des verarmten Dorfes brachten der Fachschule kein Interesse entgegen, da sie erhebliche finanzielle Belastungen mit dieser Bildungseinrichtung aufgelastet bekamen. Mit der Bereitstellung und Erhaltung von Unterrichtsräumen, die letztendlich in der 1880 profanierten Markuskirche eingerichtet wurden, konnte die Abwanderung der Schule vorläufig verhindert werden. Als aber in den Folgejahren weitere materielle Hilfestellungen durch die Gemeinde unterblieben, wurde die Fachschule 1911 in das ehemalige Dominikanerkloster nach Bozen verlegt und in die dortige Gewerbeschule eingegliedert. Wegen Schülermangels und rückläufiger Nachfrage nach Bildhauerkunst wurde sie im Jahre 1929 endgültig aufgelassen. Mit dem Wirtschaftsaufschwung ab den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts stieg auch die Nachfrage nach qualifizierten Facharbeitern im Steinbereich, welche die Schaffung einer geeigneten Bildungseinrichtung zur Notwendigkeit machte. Im Unterrichtsjahr 1982/83 konnten mit der Eröffnung der neuen Laaser Fachschule für Steinbearbeitung durch die Südtiroler Landesregierung und die Gemeindeverwaltung wieder Steinmetze und Steinbildhauer dort vollzeitlich ausgebildet werden. Über 20 Jahre lang waren die Unterrichtsräume der Fachschule auf mehrere Gebäude im Ort verteilt. Mit dem Bau und der Eröffnung des neuen Fachschulgebäudes am 17. Oktober 2003 erhielt die „Berufsfachschule für Steinbearbeitung Laas“ endlich einen ihr angemessenen Rahmen, der in puncto Funktionalität aber auch Ästhetik keine Wünsche offen lässt. Dank eines zeitgemäßen Bildungskonzepts, das sowohl den Bedürfnissen moderner Steinbearbeitungsbetriebe als auch den klassischen Ansprüchen des traditionellen Steinmetzhandwerks verpflichtet ist, sorgt die Berufsfachschule nicht nur für den Fortbestand der Steinbearbeitung in unserem Lande, sondern trägt maßgeblich dazu bei, Laas als Zentrum europäischer Steinverarbeitung zu etablieren.

Franz Waldner





# WO DIE WIEGE DES SKILAUFS STEHT...

Am Arlberg fing alles erst so richtig an.

Im Jahr 1895 legte sich der Pfarrer von Lech am Arlberg ein Paar Skier zu, von seinen Pfarrkindern bestaunt bis verlacht, aber selbst Pessimisten mussten zugeben, dies Art der Fortbewegung hat etwas für sich...

Wenn es daher um die Anfänge des Skilaufs in Österreich geht, so ist an vorderster Stelle St. Christoph am Arlberg zu nennen; hier wurde 1901 der Skiclub Arlberg als erster Schiklub Österreichs gegründet.

Die neue Sportart begann auch in Mitteleuropa, zumindest dort, wo es Schnee und genügend hohe Erhebungen gab von welchen man talwärts gleiten konnte, die Leute zu begeistern. Man fuhr nach der norwegischen Technik, Telemark und Christiania mit betonter Rückenlage. Ideal war das nicht, denn die landschaftlichen Gegebenheiten waren in den Alpen doch völlig andere als im hohen Norden. Matthias Zdarsky, 1886 in Mähren geboren, von Beruf Lehrer, besaß im niederösterreichischen Lilienfeld ein Gut. Dort gab es auch Hügel und Herr Zdarsky, den der Skisport nicht nur begeisterte, sondern regelrecht faszinierte, begann eine völlig neue Methode des Skifahrens zu entwickeln. Die nach seinem Wohnsitz benannte „Lilienfelder Methode“ entsprach den Geländegegebenheiten. Seine vorgeschriebene Körpervorlage war anfangs wohl etwas ungewohnt, führte aber zum ersehnten Ziel, nämlich, unfallfrei über die Hänge zu gleiten und im Tal angekommen von einem unglaublichen Glücksgefühl beseelt zu sein. Zdarsky war Perfektionist bis ins kleinste Detail.





Nicht nur, dass er eine eigene Skibindung entwickelte, er schrieb ein Fachbuch und gab Ratschläge auch modischer Art, empfahl den Damen ein „breites Knie-Beinkleid“, über welches man aus Schicklichkeitsgründen einen kürzeren Rock ziehen könne. Was Herr Zdarsky mehr oder weniger erfolgreich gestartet hat, wurde vom Vorarlberger Kaiserjägeroberleutnant Georg Bilgeri weitergeführt und militärisch perfektioniert.

Führen die Anhänger der Zdarsky-Schule noch mit einem einzigen, langen Stock, so entwickelte Bilgeri die Doppelstock-Technik. Nach eingehendem Studium von Bewegungsabläufen fand Bilgeri, Stembogen zu fahren sei einfacher und sicherer als die herkömmliche Telemarkmethode. Herr Bilgeri schulte seine Skisportler in den Vorarlberger Alpen und die Legende berichtet, er sei ein unerbittlicher, harter und nie ermüdender Lehrmeister gewesen. Aber er leistete Pionierarbeit und nach und nach entdeckte man, dass die Berge nicht nur gefährvolle Hindernisse bilden, sondern auch ideale Voraussetzungen bieten, sich auf Skiern talwärts zu bewegen.

Die Bergwelt des Arlberg schien die allerbeste Voraussetzung zu bieten, dem noch neuen aber doch schon etliche Anhänger umfassenden Skisport zu frönen. Man schrieb den 10. Dezember 1899, als Hermann Hartmann aus Lindau den Galzig mit Skiern bezwang. Im Gästebuch des Hospizes St. Christoph befindet sich folgende Eintragung: „Mit Schneeschuhen von St. Anton nach St. Christoph in eineinhalb Stunden, von St. Christoph auf die Galzigspitze in zwei Stunden, 10 Minuten, abwärts in 18 Minuten, Schneehöhe 68 cm bis 1.60 m, herrliche Rundschau.“ Herr Hartmann war für den Skisport gewonnen. Zusammen mit den Herrn Viktor Sohm und Joseph Ostler erklimmte er ein Jahr später den Peischlkopf und wiederum ist im Gipfelbuch vermerkt, dass man die Abfahrt hinunter zur Arlbergstrasse in sage und schreibe nur 39 Minuten bewältigt hat. Diese alpinistischen Leistungen erregten Aufsehen und Bewunderung. Man sah allmählich ein, dass es sich hier nicht nur um leichtfertige Kapriolen von Leuten handelt, denen es sichtlich zu gut geht, sondern dass die Sache mit den Skiern möglicherweise sogar Zukunft haben könnte.

#### Die Geburtsstunde des Skiclubs Arlberg

Man schrieb den 3. Jänner 1901. Der tiefverschneite Arlberg zeigte sich in winterlicher Pracht. Über jungfräulich weißen Gipfeln strahlte ein tiefblauer Himmel, Schnee glitzerte in der Sonne als eine Gruppe von 6 Skifreunden von St. Anton nach St. Christoph aufbrach, um diesen

herrlichen Tag zu genießen. Im Hospiz St. Christoph kehrte man ein, ließ sich das Essen schmecken und begann Pläne zu schmieden. Wem von den 6 Herren die Idee kam, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Die war nämlich, einen „Skiclub“ zu gründen. Einer von ihnen, Herr Rybizka hielt den historisch denkwürdigen Moment im Gästebuch fest und da steht zu lesen:

„Durch die Natur entzückt, durch den Sport begeistert, durchdrungen von der Notwendigkeit, am Arlberg einen bescheidenen Sammelpunkt für die Freunde dieses edlen Vergnügens zu schaffen, fühlten sich die am extempore beteiligten Ausflügler bewogen, den Skiclub Arlberg zu gründen“ Clubobmann: Carl Schuler, Clubobmann-Stellvertreter: Dr. Rybizka, Clubkassier: Josef Schneider, Clubwart: Oswald Trojer, 1. Clubmitglied: Ferdinand Beil, 2. Clubmitglied: F. Gerstel 3. Clubmitglied: Liesl Trojer, 4. Clubmitglied: Rudolf Schuler Der noch junge Verein hatte einmal 8 Mitglieder. Es wurde, weil sich das für einen Verein gehört, auch ein Clubabzeichen entworfen, Gekreuzte Skier, in der Mitte ein senkrecht stehender Skistock. Angeblich soll am selben Tag oder besser gesagt am selben Abend auch der Skifahrergruß „Ski-Heil“ entstanden sein.

#### Skilegende Hannes Schneider

Er kam am 24. Juni 1890 in Stuben am Arlberg zur Welt, bastelte sich im Alter von 10 Jahren aus Fassdauben seine ersten Skier und raste auf diesen über die Hänge rund um Stuben talwärts. Sportbegeisterte Leute schenkten dem Buben ein Paar richtige Skier und als der noch sehr junge Skiclub Arlberg im Jänner 1903 das erste Skirennen veranstaltete, stand der kleine Hannes begeistert unter den noch wenigen Zuschauern.

Schneider durfte später dann auch mitfahren und fuhr mit 16 Jahren sein erstes Rennen, das er haushoch gewann. Er arbeitete inzwischen auch als Skilehrer und überlegte, wie man den Fahrstil und die Fahrtechnik verbessern könnte. 1921 gründete Hannes Schneider die erste Arlberger Skischule.

Darunter war nicht nur die Schule als Lehrveranstalter zu verstehen, sondern auch die verbesserte und ausgefeilte Technik des Skifahrens, die Schneider entwickelt hatte.

Unter dem Namen „Arlberg-Technik“ hatte diese Methode Vorbildwirkung und wer von sich behaupten konnte, diese zu beherrschen, durfte sich als Perfektionist betrachten.

Hannes Schneider wurde zum Skipionier und zum innovativen Werbefachmann für den Arlberg. 1928 verfasste er zusammen mit Rudolf

Gomperz den ersten Skiführer durch das Arlberggebiet. 1929/1939 lud ihn die japanische Regierung ein, in Japan Skikurse abzuhalten.

1939 verließ er aus politischen Gründen Österreich, ging nach Amerika und gründete in New Hampshire ein Skizentrum. 1947 kam er zum ersten Mal wieder in seine Arlberger Heimat, doch er blieb nicht, sondern ging zurück nach USA. Am 26. April 1955 starb er in seiner Wahlheimat. St. Anton am Arlberg ehrte seinen großen Sohn mit einem Denkmal und veranstaltete anlässlich des fünfzigsten Todestages eine Ausstellung „Hannes Schneider - Pionier des Schisports“ im Ski- und Heimatmuseum.

#### Der Arlberg-Endstation Sehnsucht für Skifreunde

In den Dreißiger Jahren drehte Arnold Fank am Arlberg einige Skifilme. „Sonne überm Arlberg“ oder „Der weiße Rausch“ waren Titel, die bei den Zuschauern Fernweh wachriefen. Über makellos weiße Hänge fegten in unglaublicher Technik waghalsige Skifahrer talwärts, Pulverschnee stäubte in den blauen Winterhimmel, in kühnen Schwüngen und akrobatischen Sprüngen bewältigten die Darsteller steile Passagen und scheinbar unüberwindliche Hindernisse.

Die Kameraführung des Filmers Fank hob in gekonnter Technik die Kontraste der Landschaft hervor und trotz der damals in Schwarzweiß gedrehten Filme brachte keiner nach ihm diese perfekte Licht-Schattenwirkung zustande. Auch Fanks Filme warben für den Arlberg und machten Lust aufs Skifahren.

Die Sportwelt von damals bangte bei den seit 1928 in St. Anton stattfindenden „Kandahar-Skirennen“, eine Skisport-Veranstaltung, die weit über den Arlberg hinaus Interesse erregte. Zu verdanken ist dieses Rennen dem skibegeisterten Sir Robert, Duke of Kandahar, der als hoher Beamter der britischen Kronkolonie Indien wirkte.

Das im heutigen Afghanistan liegende Kandahar lieferte den Namen für ein Skirennen, zu welchem Sir Robert einen prachtvollen Pokal gestiftet hat. Die Austragungsorte sollten wechseln und 1928 fand dieses weltweit beachtete Rennen in St. Anton am Arlberg statt.

Das Kandahar-Rennen wird nicht jedes Jahr abgehalten, obwohl das für St. Anton und den Arlberg durchaus wünschenswert wäre. Aber die Wege und Entschlüsse des internationalen Skiverbandes und der Macher im heutigen Weltcup-Zirkus sind mitunter verschlungene und entscheidend sind längst nicht nur eine schöne Landschaft und eine perfekte Organisation,

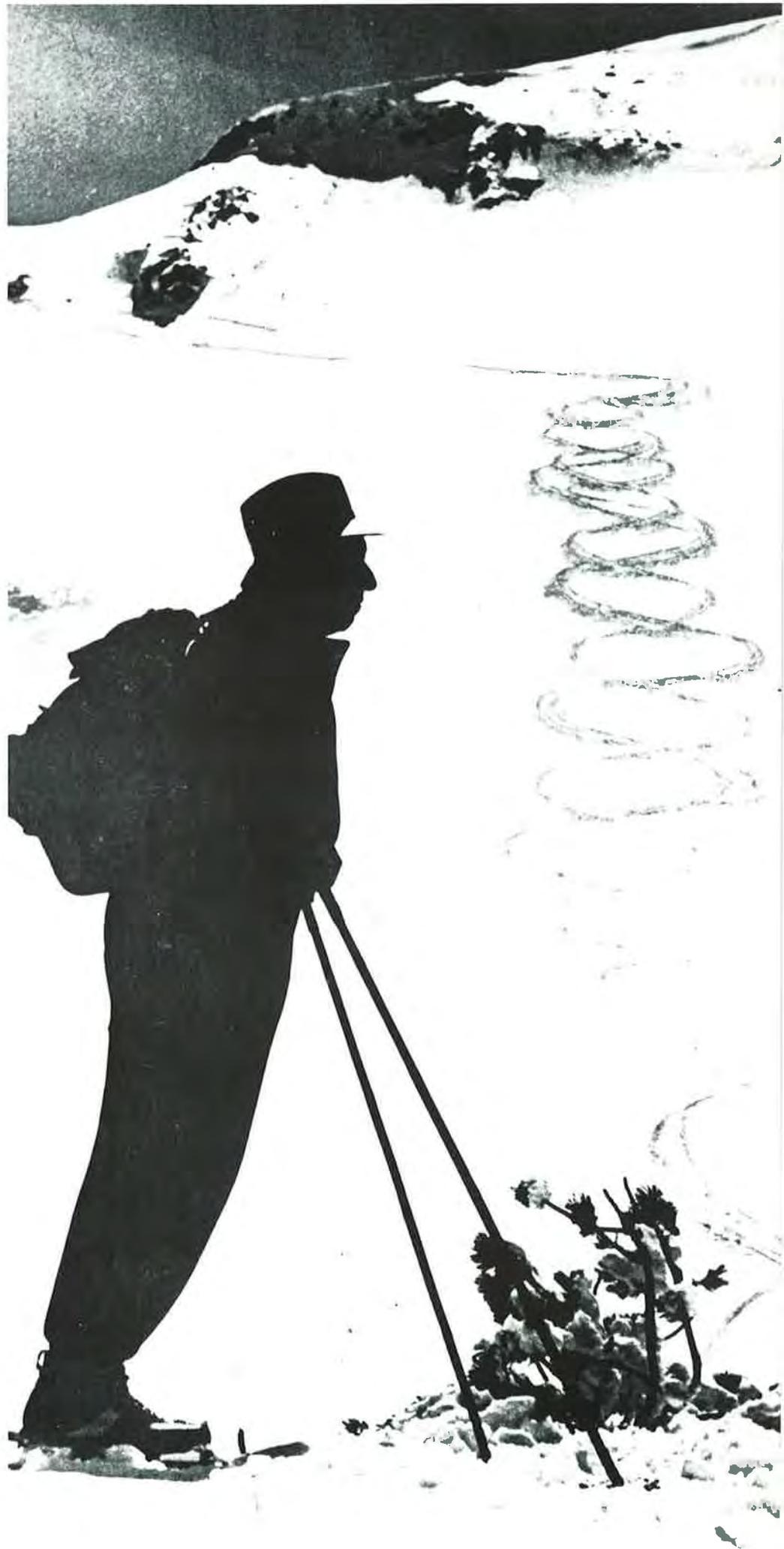
## Neubeginn nach dem 2. Weltkrieg

Alles hat so schön begonnen und hat sich so erfreulich entwickelt! Doch der Krieg zerschlug alle Pläne und von Winterferien am Arlberg konnte man bestenfalls träumen.

Aber nach 1945 ging es wieder aufwärts! Mit Stefan Kruckenhauser zog ins Bundessportheim St. Christoph, denn zu einem solchen war das während der NS Zeit benannte „Staatliche Schiheim“ wieder geworden, ein dynamischer Mann ein. Wer „staatlich geprüfter Skilehrer“ sein wollte, musste sich den Prüfungen des „Kruck“ unterziehen, wie man Kruckenhauser nannte und manchen mögen die Knie geschnackelt haben, denn dem scharfen Blick des Kruck entging nichts. Es gab dazu etwas völlig Neues. Das „Wedeln“. Eine Skitechnik, bei der Schwung aus der Hüfte kam, bei welcher der Skifahrer mit geschlossenen Beinen in völlig neuer Eleganz über die Hänge „wedelte“, eine scheinbar spielerische Technik, die es aber in sich hatte und erlernt werden musste. Wieder machte der Arlberg Skigeschichte und wieder war er beispielgebend für die gesamte Entwicklung des Skisportes. Skisportler vom Arlberg wurden in die Nationalmannschaft Österreichs berufen. Sie siegten und trugen den Ruf dieses einmaligen Skidorados in alle Welt.

Sie errangen Weltmeistertitel und Olympiamedaillen, errangen Weltcup Siege und wurden zum Sportidol der Jugend und aller altermässig zwar fortgeschrittenen, aber nicht minder begeisterten Menschen. Es wurden neue Seilbahnen und Lifte errichtet, Hotels entstanden, Pensionen und Gasthöfe. Eine neue Infrastruktur, vom Strassentunnel durch den Arlberg bis zum neuen Bahnhof, entstand. Der Arlberg ist sicher nicht das einzige große Skigebiet Österreichs, aber sicher das berühmteste. Wer Skisport in seiner schönsten Form sucht, wer die vollendete Verbindung von Sport und Landschaft erleben möchte, wer Perfektion erwartet, der fährt zum Arlberg.

*Ingelies Zimmermann*



# BOGN ENGIADINA SCUOL UNTERENGADINER BADETRADITION



Die Grundlage des Bädertourismus im Unterengadin bilden seit alters her die über zwanzig Mineralquellen in der Umgebung von Scuol. Die Quellen wurden im Jahre 1369 erstmals schriftlich erwähnt und verdanken ihre Entstehung dem „Geologischen Fenster des Unterengadins“. Die jährliche Badenfahrt gehörte in der Eidgenossenschaft ab dem 15. Jahrhundert zum Freizeitrepertoire des bürgerlichen Standes. Wer immer sich die oft aufwendige An- und Rückreise sowie die Kosten für drei Wochen Beherbergung leisten konnte, zog im Frühjahr oder im Herbst in eines der unzähligen Bäder des Alpengebietes - und dies oft mitsamt dem ganzen Hausgesinde, ja sogar einem Teil des eigenen Hausrats. Gesundheitliche Motive spielten längst nicht für alle Gäste eine Rolle. Das gemeinschaftliche Baden in großen Bassins oder in Badehallen mit ganzen Reihen von Zubern und Wannen war ebenso sehr eine gesellschaftliche Angelegenheit. Ihre erste Hochblüte erlebte der Bädertourismus im Unterengadin jedoch erst mit dem Bau der Talstrasse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Teilweise noch bestehende Bauten, wie die 150-jährige Trinkhalle Tarasp oder das Hotel Scuol Palace, vermitteln einen Eindruck der damaligen Bäderkultur.

Das Badehaus Scuol, welches an der Stelle stand, wo sich heute das Bogn Engiadina Scuol befindet, wurde im Jahre 1878 mit zwanzig Badekabinen gebaut. Für die Bäder wurden die Quellen Sotsass und Vi direkt mit dem Badehaus verbunden. 1902 erhöhte man die Anzahl der Badekabinen auf vierzig und im Jahre 1948 auf sechzig. Anlässlich der ersten Wintersaison im Jahr 1956 wurde das Badehaus dann ebenfalls für den Winterbetrieb eingerichtet. Seit diesem Umbau beinhaltet das Angebot neben den Bädern neu auch Fangoanwendungen, Massagen und Trinkkuren. Durch die mit den zwei Weltkriegen einhergegangenen Wirtschaftskrisen und die Fortschritte der modernen Medizin verloren jedoch die Bäderkuren ab Mitte des letzten Jahrhunderts zusehends an Bedeutung.

Das alte Badehaus bedurfte dringend einer Erneuerung, wollte sich Scuol als Kurort wieder ei-

nen Namen machen. Die Holzbadewannen waren zwar sicher romantisch - den Bedürfnissen eines modernen Kurbetriebes vermochten sie indessen nicht mehr zu genügen! Die „Bäderkönigin der Alpen“, wie Scuol früher genannt wurde, lief Gefahr, den Anschluss zu verpassen. Daher setzte der Gemeinderat Scuol im Jahr 1985 die Kommission „Center da cura“ ein, mit dem Auftrag, die verschiedenen Marktbedürfnisse zu ermitteln und ein neues Projekt zu definieren - natürlich mit dem Element Mineralwasser im Zentrum. Dies war keine einfache Aufgabe, vor allem als es darum ging, die grossen Investitionen den Möglichkeiten einer kleinen Berggemeinde anzupassen. Getreu der Maxime „Wer plant, glaubt an die Zukunft“, baute die Engadiner Gemeinde Scuol im Rahmen der Gesamtplanung „Scuol 2000“ das neue Bade- und Kurzentrum „Bogn Engiadina Scuol“.

Im Frühjahr 1993 konnte dieses dann eröffnet werden. Das Bad ist eines der modernsten der Alpen und konnte als Erstes in der Schweiz ein Römisch-Irisches Bad anbieten. Bei diesem 50-



Mio.-Franken-Projekt haben die Planer berücksichtigt, dass sich das Badewesen vom Bäderbau der Jahrhundertwende bis zum modernen Kur- und Erlebnisbad der heutigen Zeit gründlich gewandelt hat. Sie integrierten neben dem eigentlichen Badebetrieb, welcher vor allem mit viel Badevergnügen und Plausch verbunden sein sollte, neuzeitliche Therapieeinrichtungen und kombinierten diese mit attraktiven Fitness- und Wellnessangeboten.

Das Angebot umfasst ein großes Erlebnis- und Gesundheitsbad mit 12 verschiedenen Innen- und Außenbecken, eine attraktive Saunalandschaft, Solarien, das erste Römisch-Irische Bad der Schweiz sowie ein großes Wellness- und Therapiezentrum. Ein großes Becken in einem achteckigen, hohen Raum bildet das Zentrum der Wellnessoase, mit zahlreichen Innen- und Außenbädern, Dampfbädern, Saunas, Solarien und Liegeräumen. Große Fenster gewähren Ausblick auf die wunderschöne Unterengadiner Bergwelt. Ungefiltert kann diese vom südorientierten Außenbecken her genossen werden

Die Perle im „Bogn Engiadina Scuol“ bildet das erste Römisch-Irische Bad der Schweiz. Hier wurden zwei traditionsreiche, europäische Badekulturen zu einem entspannenden Ritual verbunden. Die klassischen Römer schworen auf Entspannung in unterschiedlich warmen Dampfbädern, die alten Iren hingegen genossen das Bad in trockener, heisser Luft. Zwei traditionsreiche, europäische Badekulturen sind hier zu einem Ritual verbunden. Man erlebt hier sanftes Erhitzen und Abkühlen mit warmer Luft, wohltuendem Wasser und waberndem Dampf.

Die Temperaturen wechseln langsam und besinnlich. Integriert in diesen Badeablauf ist eine hautreinigende und durchblutungsfördernde Seifen-Bürsten-Massage sowie eine Crème-Station, wo der Haut die nötige Feuchtigkeit gespendet wird. In ein warmes Tuch gebettet, genießt man schließlich die Stille, das sanfte Licht oder die herrliche Aussicht aus dem Panorama-Ruhe-raum. Am Anfang stand das Wasser - und es ist auch heute noch die Grundlage für den Bädertourismus im Unterengadin.

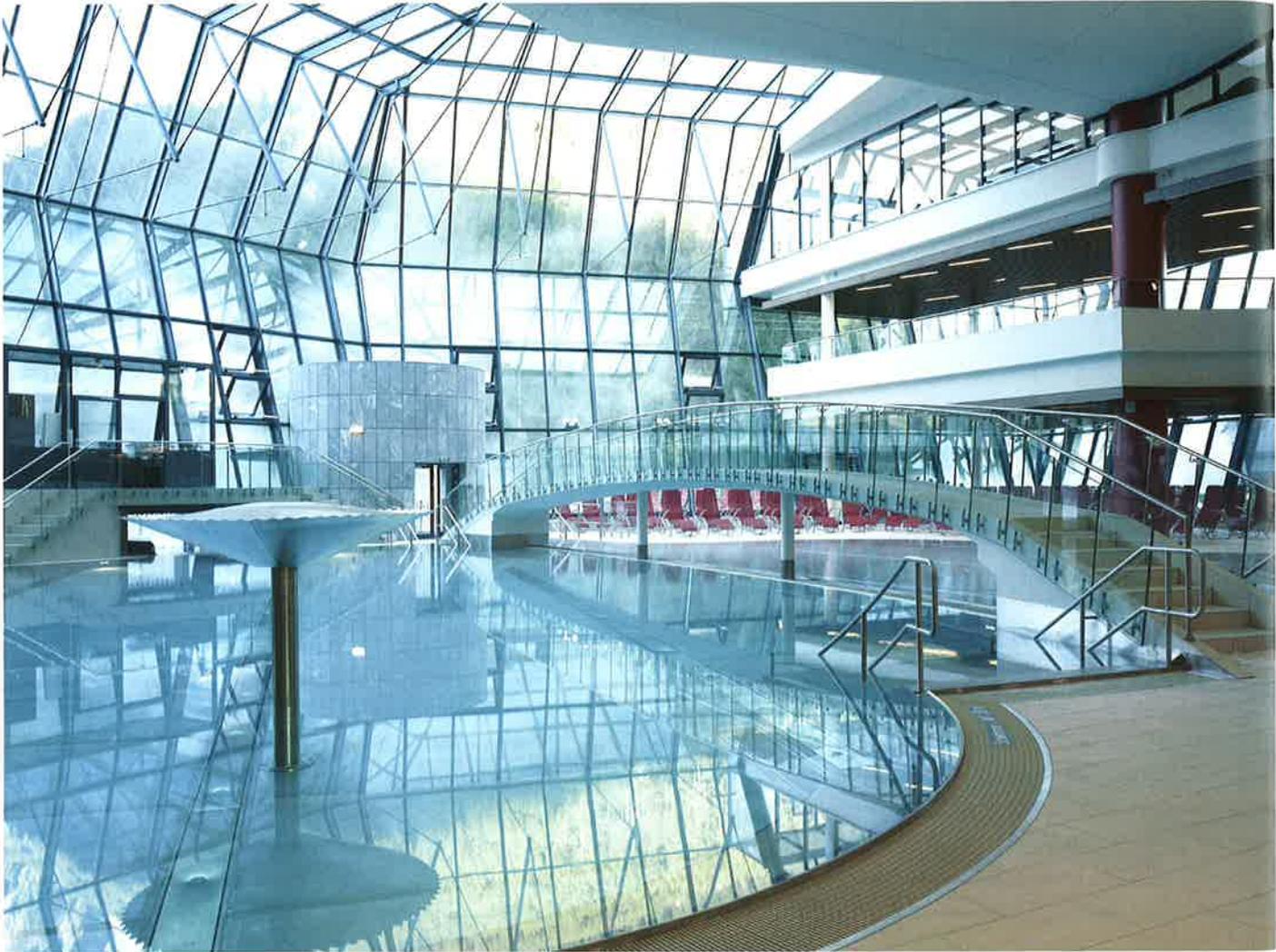
**Sportanlage Trü** - Die Sportanlage Trü bietet im Sommer Schwimmvergnügen in einem auf 24 Grad geheizten Schwimm- und Nichtschwimmerbecken. Für die ganz Kleinen steht ein schönes Planschbecken zur Verfügung. Ein großer Freizeitpark mit Spielwiese lädt zu Spiel, Sport und Spaß ein: Beach-Volleyball, Tischtennis, Inline-Hockey, Unihockey, Badminton, Streetball, Minigolf. Im Winter verfügt die Sportanlage Trü über eine Kunst- und zwei Natureisbahnen für die verschiedenen Eissportarten wie Eistanzen, Eislaufen, Curling und Eishockey. Schlittschuhe können gemietet werden.

**Sportbad Quadras** - Im Sportbad Quadras befindet sich ein Schwimmbecken mit 25 x 10 m und einen Nichtschwimmerteil von 8 x 8 m. Die Wassertemperatur beträgt 28 Grad. Schnelle Schwimmer und planschende Kinder fühlen sich hier in getrennten Becken gleich wohl. Nachmittags stehen die verschiedensten Spielgeräte zur Verfügung.

*Matthias Merz*

# TIROL SCHLÄGT WELLEN

DER AQUA DOME IN LÄNGENFELD IST ÖSTERREICHS DERZEIT GRÖSSTES TOURISMUSPROJEKT. „A MORDSSCHWIMMBAD“ NENNEN ES DIE EINHEIMISCHEN.



Der erste Wüschelrutengänger war Kapuzinerpater und trank gern Rotwein. Da oben im Felsen solle man bohren, sagte er. Doch da oben war nichts, außer Stein. Der zweite Wüschelrutengänger war Stuttgarter und trank gern Milch. Er machte ein paar Messungen, man bohrte 27 Meter tief - und stieß auf Wasser, 14 Grad warm. Man bohrte weiter und weiter, das Wasser wurde wärmer und wärmer, und jedes Mal feierte der Tourismusverband mit Sekt. Der nämlich hatte die Aktion in Auftrag gegeben. Die letzte Bohrung ging in 1865 Meter Tiefe, kostete 2,4 Millionen Euro und brachte den Erfolg: 67 Grad heißes Schwefelwasser. Das war 1997.

Längenfeld, sieben Jahre später. Wie riesige Satellitenschüsseln sehen die Außenbecken aus, drei Schalen, auf Stelzen gestellt, schimmerndes Blau inmitten von Wiesengrün, umrahmt von den schroffen Bergen des Örtzals. Hierher, nach Österreich, nach Tirol, sollen sie kommen, die Wellness-Touristen. Sollen sich im Pool auf dem Rücken treiben lassen, während die Unterwassermusik in den Gehörgang schwappt und die Augen zu den Gipfeln des Gams- und des Hahlkogls hinaufwandern und zu den steinernen Fünf Fingerspitzen, die am Himmel kratzen. Sollen sich den Massagedüsen hingeben, während ein Geysir emporschießt, sollen eintauchen und verges-

sen. Alles vergessen, nur nicht den Weg in die »Saunawelt Gletscherglüh« oder den Beauty-Bereich »Morgentau«. »A Mordsschwimmbad«, nennen die Einheimischen die Anlage. Dabei will das Mordsschwimmbad viel mehr sein. Es nennt sich Aqua Dome.

Aqua Dome ist nicht irgendein, es ist das derzeit größte Tourismusprojekt Österreichs. 73 Millionen Euro wurden investiert, um auf 49.000 Quadratmetern ein neues Produkt anzubieten namens High Alpine Wellness. Abseits der Längenfelder Häuser mit ihren Holzfassaden, Hängegeranien und Hirschgeweihen entstanden auf freiem Feld ein Hotel und eine Therme. Geschwungene Lini-

en, grauer Stein und helle Fichte, ein »Therme-  
dom«, gezackt wie ein Bergkristall - so sieht die  
Zukunft aus in Längenfeld.

Die bisherigen Stammgäste in Längenfeld wa-  
ren meist zwischen 50 und 70 Jahre alt und be-  
gnügten sich mit fett gefressenen Murmeltieren,  
Alpenrosen und Preiselbeeren im Lärchenwald.  
Das Hotel Aqua Dome mit seinen hellen, elegan-  
ten Zimmern setzt dagegen auf eine Zielgrup-  
pe zwischen 28 und 55 und auf eine Kombina-  
tion der Kontraste. Im Sommer: Mountainbike  
und Klangschalenthherapie, Almwanderung und  
Shiatsu, Rafting und Qi Gong. Wer sich mor-  
gens am Wasserfall abseilt, darf sich nachmittags  
auf die »Lösung bei eingewachsenen Barthaaren  
und bei Tränensäcken« freuen (»Men's Special,  
60 min«). Wer mit Helm und Hüftgurt die senk-  
rechte Felswand bezwingt, hat sich das »Softpack  
Aroma Element Noir« verdient - dieses Konzent-  
rat aus weißer Tonerde, Algen und mikronisierter  
Eichenholzkohle. Im Winter locken die Skipisten  
rund um das 13 Kilometer entfernte Sölden und  
danach indonesische »Weisheiten über Schön-  
heit, Jugend und Gesundheit«. Eine Balinesin  
wurde eigens eingeflogen, um Ötztaler Fachkräf-  
te in Fußwaschungen und Reismassagen, kurz:  
in asiatischer Luxuskörperpflege zu schulen. Aja-  
ran heißt der Trend. »Ayurveda«, sagt die Kos-  
metikerin im Aqua Dome, »Ayurveda ist abge-  
griffen.«

An all das haben die Längenfelder damals nicht  
gedacht, als die Freude über das Wasser genauso  
groß war wie die Ratlosigkeit: Was machen wir  
jetzt damit? Ein Mann aus den Arabischen Emi-  
raten wollte die Quelle kaufen. Doch den Längen-  
feldern war der Scheich suspekt und ihr Wasser  
- dieser Schatz, den sie so mühsam gehoben hat-  
ten - heilig. Schließlich blickt man auf eine lange  
Tradition zurück.

Schon im 16. Jahrhundert pilgerten die Ötztal-  
ler zu den heißen Quellen von Längenfeld. Lange  
Zeit stand hier ein hölzernes »Bauernbadl«; das  
brannte 1875 vollständig ab. 1891 untersuchte  
ein Professor aus Innsbruck das Wasser und be-

stätigte dessen heilende Kraft. Ein vornehmes  
Kurhotel wurde zwei Jahre später eröffnet, mit  
kupfernen Wannen, Billardzimmer und Klavier.  
Nach Bad Längenfeld zog es bald sogar Morgen-  
stern, Trakl und Ringelmatz. In den siebziger Jah-  
ren des 20. Jahrhunderts allerdings versiegte die  
Schwefel- und Einnahmequelle; schuld war der  
Bau eines Grabens. Das Wasser schien verloren,  
bis man die Wüschelrutengänger rief.

Nicht an den reichen Araber, sondern an einen  
reichen Ötztaler wandten die Längenfelder sich  
mit der Bitte um Hilfe. Nun da sie ihr kostbares  
Gut wiederhatten, wollten sie es auch gewinn-  
bringend nutzen. Ob die Bergbahnen Sölden sich  
nicht als Investor betätigen möchten, fragten sie  
deren Geschäftsführer Jakob Falkner. Schließ-  
lich sind die Bergbahnen der größte Arbeitgeber  
in der Region und die Falkners als Männer mit  
Weitblick bekannt.

Jakobs Vater hatte seinerzeit das Söldener Ski-  
gebiet erschlossen, die ersten Lifte gebaut. Bau-  
er und Viehhändler war er eigentlich, Tourismus-  
pionier nannten sie ihn später. Bekannt war der  
Mann jedoch als »Talkaiser«. Ein Kaiser, der, so  
heißt es, beim Kirchgang noch Mistspritzer auf  
den Schuhen hatte und sein Geld in einem Schuh-  
karton von der Bank holte, Der Sohn dieses Kai-  
sers also, ein Manager mit Poloshirt und randlo-  
ser Brille, empfing die Delegation aus Längen-  
feld und sprach folgende Sätze: Er wolle nicht  
der Zehnte von irgendeiner Sache sein, nicht die  
zehnte Therme unterstützen. Etwas Besonde-  
res, etwas Einzigartiges müsse es schon werden.  
Dann, ja dann könne man darüber nachdenken.  
Auch die Firma Vamed, die ins Projekt einstieg  
und bereits andere Anlagen wie die Therme Ge-  
inberg erfolgreich betreibt, stellte sich ein außer-  
gewöhnliches Flaggsschiff vor. Und so kam es, wie  
es vielleicht kommen musste in einem kleinen  
Dorf, in dem die Kirche sonntags immer voll ist  
und auch die Männer mit Inbrunst singen, in ei-  
nem Dorf, in dem es keine Disko gibt, aber viele  
Gasthäuser - und viel Gerede und Geraune.  
Der Aqua Dome wurde als »transparente Glas-

Stahl-Konstruktion gebaut, damit die Natur in  
das Gebäude einfließen kann«. Am Stammtisch  
grollen die Bauern, dass sie zum Mähen der Fel-  
der gut genug seien, aber als Landwirte nicht ge-  
achtet. Im Aqua Dome dachte ein »Emotional  
Designer« darüber nach, welches Licht für po-  
sitive Stimmungen sorgt. Im Gasthaus schimp-  
fen die Männer, dass das Ganze sowieso zu teu-  
er sei »für die normalen Leut'«. Im Aqua Dome  
lassen sie Bäume aus den Lüftungsschächten der  
Tiefgarage mit den 420 Stellplätzen wachsen. In  
den Mesner Stuben reden sie über den zusätzli-  
chen Verkehr und darüber, dass man die Kinder  
nicht mehr zum Spielen hinaus schicken könne.  
Eine Fernbedienung forderten die Bauern, damit  
sie die Ampel der Thermenbesucher je nach Be-  
darf auf Rot schalten können. Doch aus der Vor-  
fahrt für Traktoren wurde nichts.

Einen Bauern plagten gar fürchterliche Visi-  
onen. Was, wenn es noch mehr Autos im Ötztal  
gibt, noch mehr Unfälle und wenn dann wie-  
der die Helikopter fliegen wie damals während  
des Hochwassers? Keine Eier, sagt er, hätten die  
Hühner damals gelegt, wegen der Hubschrauber.  
Keine Eier! Und wenn nicht die Hubschrauber,  
so kämen doch die Fremden. »Wie soll da so ein  
kleines Dorf noch Zusammenhalt haben?«

Die meisten Längenfelder aber freuen sich über  
die Fremden. Von ihnen lebt man im Ötztal.  
Längst bewirtschaften die Bauern ihre Höfe nur  
noch im Nebenerwerb. Und ein wenig neidisch  
haben die Längenfelder immer schon nach Söl-  
den geschaut. Denn Sölden ist ein Name, der für  
Erfolg steht, egal ob einem die Wege zum Erfolg  
gefallen oder nicht. Sölden mit seinen 10.000  
Gästebetten, dem Gletscherschauspiel Hannibal  
und dem »Partyberg Giggijoch«. Nach Sölden  
fahren im Winter die jungen Gutverdienenden.  
Nach Sölden werden Taxifahrer gerufen, um rei-  
che Russinnen zum Shoppen nach München zu  
chauffieren,

Nicht dass man die Söldener um die betrunke-  
nen Après-Ski-Fans beneidet und um den Lärm.  
Aber bisher haben die Touristen in Längenfeld



günstig gewohnt und in Sölden konsumiert. Und ihre Postkarten, sagt Michael Gstrein, der Obmann des Tourismusverbands Längenfeld, ihre Postkarten haben die Längenfelder Gäste immer aus Sölden geschrieben. In Sölden gibt es Table-Dance, in Längenfeld Lustspiele im Gemeindegemeinschaftssaal, in Sölden gibt es die Bar Dancing Kuhstall (»It's kuhl«), in Längenfeld gibt es Kuhställe und das Sommernachtsfest der Jungbauernschaft (»für Speis und Trank ist gesorgt«).

Jetzt soll vieles anders werden. Den gleichen Stellenwert wie Sölden, glaubt Michael Gstrein, werde Längenfeld künftig haben. Denn nun hat man etwas Eigenes, den Aqua Dome. »Das macht uns schon stolz.« Den Längenfeldern, sagt er, habe es bislang an Selbstbewusstsein gefehlt.

Dabei geht es nicht um Psychologie, sondern um Wirtschaft. Viele Längenfelder verdienen ihr Geld traditionell in Sölden. Die Männer arbeiten bei den Skiliften, die Frauen als Kellnerinnen oder Köchinnen in den Restaurants und Hotels. Der Aqua Dome hat dem Dorf neue Impulse gegeben. 200 Mitarbeiter beschäftigt er, 70 Prozent

kommen aus Tirol, die Hälfte davon aus dem Ötztal. Und mancher möchte künftig gar nicht mehr angestellt sein, sondern in eigener Regie Dienst am Fremden leisten. Vom Zimmermädchen zur Unternehmerin, diese Karriere erscheint Längenfelderinnen plötzlich möglich. Überall wurde in den letzten Monaten gemauert und gebohrt, Pensionen und Hotels wurden aufgestockt und ausgebaut. Von einem regelrechten Bauboom in Längenfeld spricht der Tourismusverband, von einem »neuen Optimismus« und einer »Aufbruchstimmung im Ort«. Der Verband selbst investierte in die Infrastruktur, legte eigene Laufstrecken für Nordic Walking an, beschilderte Wanderwege und verteilte Ruhebänke in der Landschaft. Junge Leute gründeten eine Bergsteigerschule, und ein Café und ein weiteres Restaurant haben gerade aufgemacht. Jeder will bereit sein für die neuen Zeiten, die hoffentlich goldene sind.

Im Winter 2004 wird es in Längenfeld über 500 Gästebetten mehr geben als im Winter davor, die 280 vom Hotel Aqua Dome inklusive. Damit steigt die Zahl auf knapp 5.000 und übertrifft

nun die der Einwohner. Für 2010 prognostiziert der Tourismusverband fast 800.000 Nächtigungen im Jahr, im Moment sind es nur 550.000. Die Wertschöpfung soll durch den Aqua Dome um 20 Prozent steigen. Doch damit nicht genug. Man erhofft sich eine gleichmäßigere Auslastung der Hotels und Pensionen: Der Thermengast, sagen Studien, bucht auch im Mai und Juni, ebenso im Oktober und November. Das sind genau die Monate, in denen der Tourismus in Längenfeld bisher schwächelte. Zudem soll die neue Klientel länger am Urlaubsort bleiben, bis zu 14 Tage sogar.

Es war der Marketing-Leiter des Aqua Dome, ein gebürtiger Längenfelder, der auf die Idee mit den Partnerbetrieben kam: Hotels und Pensionen im ganzen Ötztal werben für den Aqua Dome und bekommen Provision, wenn sie ihren Gästen vorab einen Platz in der Therme reservieren. Ein Gewinn für beide Seiten. Auch Jakob Falkner weiß, dass von der neuen Kundschaft des Aqua Dome zugleich die Bergbahnen profitieren. Er will, dass sich neben der Marke Sölden im Wintertourismus



das gesamte Örtal als Marke im Sommergeschäft etabliert. Deswegen hat er investiert. Und zum Ötztal als Marke gehört natürlich auch das Tirol-Feeling: der Duft von warmem Stroh in der »Heustadt-Sauna«, der Blick auf die Bergkapelle von der Ruhezone aus und das Glückchengebimmel der Ziegen. Den Genießern der VIP-Lounge dient das Dorf nur als Kulisse, eben so nett anzuschauen wie die tropischen Zierfische im Aquarium. Den VIP-Bereich taufte man im Aqua Dome übrigens kurzerhand um, aus VIP wurde VRP, Kürzel für »Very Relaxed Person«, Teil dieser Sonderzone ist der »Raum der glückhaften Segnungen«. Für Very Relaxed Persons, die als Firmenkunden mit der übertragbaren Business-Card gesegnet sind, geht es hier um Reinigung der Aura, Tiefenentspannung und Wunscherfüllung. Drei Tage und drei Nächte lang hat ein Schamane den Raum besungen, eingesperrt mit neun Äpfeln und ein paar Oliven. Jetzt ist die Energie in dem großen Stein in der Mitte konzentriert, und um den Stein scharen sich acht Wasserbetten.

Derselbe Schamane, Heinrich ist sein Vorname, ließ in seiner Eigenschaft als Feng-Shui-Berater auch die so genannte Druidenwand bauen, eine blaue Mauer, mit Kristallen gespickt, Sie soll den Aqua Dome vor dem angrenzenden Fischbach schützen, soll verhindern, dass das Geld, das im Aqua Dome eingenommen wird, mit dem Bach wieder wegfließt. Was tatsächlich ein Unglück wäre, schließlich rechnen die Gesellschafter mit über 300.000 verkauften Eintrittskarten im Jahr 2005 und einem Umsatz von 20,5 Millionen Euro im vierten Vollbetriebsjahr. Zwischen 800 und 1.500 Personen können sich im Aqua Dome jeden Tag gemeinsam wohlfühlen. Schamane hin und Feng Shui her - dass der Begriff Wellness schwammig geworden ist, hat auch Marketing-Chef Werner Elmer erkannt. Der Kunde wolle wissen, was ihm das alles bringt. Deshalb soll auch die medizinische Kompetenz den Aqua Dome von der Konkurrenz abheben. Das ist gerade in Österreich mit seiner hohen Dichte an Wellness-Hotels wichtig. Also steht im Aqua Dome ein Gerät zur Messung der Knochendichte,

und Osteoporose-Patienten werden auf den Gletscher geschickt, wegen der UV-Strahlung. Ob ein sportmedizinischer Rückencheck oder gleich das ganze Programm von Urinprobe bis Magenspiegelung - Gesundheitsvorsorge lässt sich demnächst im Urlaub erledigen. Und wem auch Royal Lular, ein stundenlanges indonesisches Ritual, nicht die Falten glättet, der lässt sie sich einfach wegspritzen. Ein plastischer Chirurg berät gern. Das alles hat jedoch mit dem Kurbetrieb, wie ihn das Dorf einst kannte, überhaupt nichts zu tun. Denn eines war immer klar: Ein »Bad Längenfeld« würde es mit Jakob Falkner nicht geben, auch wenn der Bürgermeister es sich noch so sehr wünscht. »Bei dem Wort Bad denke ich gleich an alt und krank«, sagt Falkner. Die Gemeinde Längenfeld dachte zwar an den früheren Glanz, aber mit ihren 6,4 Prozent hatte sie wenig zu sagen. Sie freut sich, dass sie bei den Gesellschafterversammlungen überhaupt dabei ist. Denn die Quelle, die Quelle gehört immer noch den Längenfeldern.

*Sandra Schulz - Dieser Artikel wurde in der Zeitung „DIE ZEIT“ bereits veröffentlicht*

# REGION MIT BIKE-QUALITÄTEN

Über die landschaftlichen Schönheiten der Nationalpark-Region gibt es nichts zu diskutieren. Seit ein paar Jahren hat sich das Gebiet rund um den Schweizerischen Nationalpark zu einem eigentlichen Biker Paradies entwickelt. Faszinierende Touren, Natur und Panorama lassen den Puls gleichermaßen höher schlagen.

Richtig, der Schweizerische Nationalpark ist an und für sich schon Grund genug, den Weg in unsere Region zu suchen. Noch richtiger ist allerdings, dass die Nationalpark-Region für Biker und Bikerinnen eine Fülle an Möglichkeiten, ihren Sport auszuüben, bietet. Zum einen findet Ende August jeweils der mittlerweile renommierte Nationalpark Bike-Marathon statt, zum anderen finden sich verschiedenste Bike-Touren, auf denen sich sportliche Herausforderung mit dem Erleben von landschaftlicher Schönheit und intakter Natur verbinden lassen. Grund genug, seine zwei Räder einzupacken und den Weg in die Nationalpark-Region unter die Füße zu nehmen.

Individuelles Biken soviel das Herz begehrt  
Das Unterengadin mit seinen vielfältigen Landschaften und unterschiedlichen Terrains bietet sich für Radtouren der verschiedensten Schwie-

rigkeitsgrade geradezu an. Eine Familientour am Inn entlang bietet entspanntes Radeln für die ganze Familie, führt durch Wälder und ist wegen der wenigen Höhenmeter dazu geeignet, auch die Kleinen in die Freuden der Bikens einzuführen. Oder die Strecken Sent-Val Sinestra und Vulpera-Lai Nair: Die relativ einfachen Touren lassen neben der Freude am Biken grandiose Aussichte sowie einen Blick auf kulturelle Sehenswürdigkeiten zu. Im Val Sinestra kommt man am gleichnamigen Hotel vorbei, das einem wegen seines imposanten Äußeren und seiner Lage im vermeintlichen Nirgendwo gerade so den Atem nehmen kann (falls dies nicht sowieso schon geschehen ist) wie das Schloss Tarasp und das Hochmoor um den Lai Nair.

Der Engadiner Höhenweg führt durch das traditionelle Engadiner Dorf Guarda mit seinen dickwandigen Häusern und idyllischen Plätzen, an denen man aus den wundervollen Brunnen trinken kann. Oder möchten Sie auf Ihrem Ausflug vielleicht ein Molkebad nehmen? Auch das ist möglich, wenn Sie vom Tarasper See weg dem quirligen Plavna-Bach folgen. Auf Alp Laisch kann Alpkäse erstanden werden oder eben eine Haut voll Molke genommen werden.

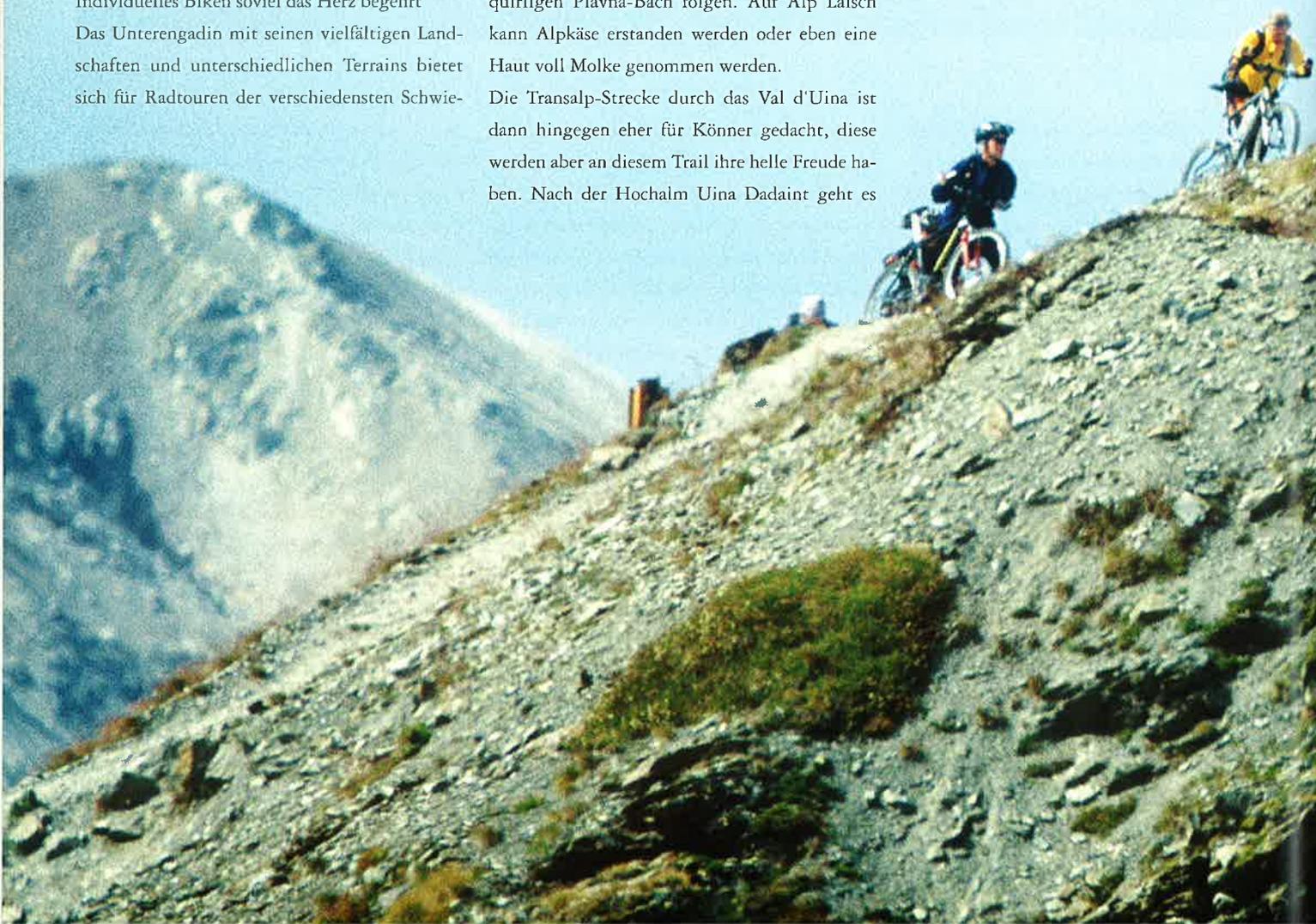
Die Transalp-Strecke durch das Val d'Uina ist dann hingegen eher für Könner gedacht, diese werden aber an diesem Trail ihre helle Freude haben. Nach der Hochalm Uina Dadaint geht es

nämlich in Richtung einer imposanten, in die senkrechte Wand geschlagenen Felsgalerie, durch welche in der Vergangenheit Schmuggler ihre Ware transportierten. Diese Zeiten sind vorbei, die beeindruckenden Ausblicke in die tiefe, tosende Schlucht sind hingegen geblieben.

## Biken ohne Grenzen

Wem das alles noch nicht genug ist, dem gewährt jetzt der neu erschienene „Mountain Bike Guide Engadin“ freie Fahrt: Dieser schickt Radfahrer und Biker auf 31 Routen in den Regionen Samnaun, Plaiv, Unterengadin und Münstertal. Mit dem Guide begeben Sie sich garantiert auf die richtige Fährte, bietet dieser doch eine Übersicht über die Strecken, welche durch wunderbare Kulturlandschaften führen und von einer stattlichen Anzahl an Sehenswürdigkeiten gesäumt werden, über deren Schwierigkeitsgrade sowie allerhand brauchbare Infos für Zweiradler.

Der Guide, welcher im Rahmen eines von der Schweiz, Italien und Österreich getragenen Interreg-Projektes erscheinen konnte, hat pro Re-



gion im Dreiländereck jeweils einen Bike Guide realisiert. Länderübergreifenden Touren wird im jeweiligen Führer selbstverständlich gebührend Platz eingeräumt, so dass Biker höchstens an ihren eigenen Grenzen Halt machen müssen!

#### Den Nationalpark umbiken

Für Bike-Insider ist weder der Nationalpark Bike-Marathon noch die Nationalpark Bike-Tour ein Geheimtipp geblieben. Macht nichts, denn das Erlebnis, den Schweizerischen Nationalpark auf dem Bike zu umfahren, kann Ihnen niemand streitig machen. Während der Marathon ein Rennen über vier verschiedene Distanzen beschreibt (Startorte sind Scuol, Fuldera, Livigno und S-chanf) und für alle Rad-Begeisterten auch einen Event der Superklasse bedeutet, den man sich in der Agenda besser vormerkt, so ist die Tour gleichen Namens als Entdeckungstour auf eigene Faust gedacht. Das Besondere an dieser ist, dass man sich nur auf die Strecke, die atemberaubende Landschaft sowie die eigenen Kraftreserven konzentrieren muss, nicht aber auf den Gepäck-

transport. Der wird Ihnen abgenommen, damit Sie sich so richtig dem Biken widmen können. Sie suchen sich Ihren Startort selber aus. So können Sie die imposante Bergwelt, den höchst gelegenen Arvenwald Europas und die Seen des Val Moras in der gewünschten Reihenfolge genießen oder sich an Ihrem Lieblingsort ein wenig mehr Zeit lassen. Sie bestimmen, wie lange Sie an jedem Etappenort verweilen, ob Sie sich einen Tag zum Ausruhen gönnen oder eine der unzähligen Tagestouren, welche ab jedem Etappenort möglich sind, unternehmen...

#### Infos

Die ENGADIN/Scuol Tourismus AG hat neben dem Mountain Bike Guide Engadin in Zusammenarbeit mit ihren Partnern zwei weitere infor-

mative Broschüren über die Bike-Möglichkeiten in der Nationalpark-Region zusammengestellt. Über die individuellen Touren gibt der Prospekt „Farbige Bike-Bekleidung dringend empfohlen“ detailliert Auskunft.

Ausführlichere Informationen bezüglich der zwei Bike-Delikatessen Nationalpark Bike-Marathon und Bike-Tour entnehmen Sie der Ausschreibung zum Bike-Marathon oder dem Prospekt „Nationalpark Bike-Tour“.

*Martin Nydegger*



# IM LANTECH WEHT DER UNTERNEHMERGEIST

INMITTEN DER STADT LANDECK STEHT DAS MODERNE INNOVATIONSZENTRUM LANTECH  
UND IST HEIMAT FÜR INNOVATIVE KÖPFE DER REGION

„Selbständig wollte ich schon immer werden! Als ich mein Architekturstudium abgeschlossen hatte, überlegte ich, wo ich denn mein eignes Büro aufmachen soll. Am 30. Dezember entschied ich, dass ich mich im Lantech niederlassen will und schon am 2. Jänner saß ich an meinem Schreibtisch und legte los“ berichtet Dipl.-Ing. Hannes Hotz. Mit seinem Büro für Hochbau und Innenarchitektur hat er im Lantech einen idealen Ort gefunden, um seinen innovativen Ideen Raum zu geben. Hannes Hotz hat in Innsbruck studiert und bereits einige Projekte im Oberland betreut. Gerade die Renovierung, Umgestaltung und Innengestaltung des alten Bahnhofs in St. Anton habe ihm besonders viel Freude bereitet und ihm gezeigt, dass im Oberland spannende Projekte für Hochbau und Innenarchitektur auf seine Überlegungen warten.

Hotz bestätigt: „Ich bin selbst ein Oberländer und freue mich sehr, dass ich jetzt hier meine Vorstellungen und Ideen einbringen kann. Obwohl ich selber Architekt bin, wollte ich einfach losstarten und mich nicht mit Telefonleitungen, Stromanschluss und sonstigen Formalitäten etc. beschäftigen. Im Lantech war das möglich!“

Auf dem Gelände der ehemaligen Textil AG wurde 2000 das Innovationszentrum Lantech, initiiert von regionalen Banken und 29 regionalen Unternehmern, gebaut. Ein Zentrum, in dem der innovative Geist der Region kräftig wehen darf, in welchem junge Unternehmer Unterstützung finden und in dem neue Lösungen entwickelt werden. Ein Ort der Begegnung, ein Ort des Austausches, des Wissens und der Visionen - all das drückt sich auch in der modernen und transparenten Architektur aus.

Mittlerweile haben sich über 27 Unternehmer im Lantech ihre Zelte aufgeschlagen, und bedienen

die Region mit Lösungen für den IT-Bereich, mit Lösungen für den grafischen und gestalterischen Bereich, mit Ideen bei alpinen Fragestellungen, mit Bildungsangeboten und mit vielen Dienstleistungen für den alpinen Raum, der Landeck umschließt.

Vielfältige Möglichkeiten stehen denen zur Verfügung, die das Lantech nutzen wollen. Wer das Zentrum als seinen Unternehmensstandort auswählt, so wie Hannes Hotz, kann zwischen variablen Büroflächen zwischen 30 und 200 qm wählen. Das Haustelefon, die Internetanbindung - alles steht bereit, um sofort mit der Arbeit zu beginnen.

## **Frischer Wind im Inkubator**

„Mit den Ideen loslegen und ein Unternehmen starten, das ist ja eine tolle Sache; aber schnell lernt man natürlich auch, dass man sehr wirtschaftlich arbeiten muss. Im Lantech werden Anrufe entgegengenommen, Faxe verschickt und Schreibarbeiten übernommen - das ist perfekt für mich, weil ich damit Kosten und vor allem Zeit sparen kann.“ berichtet Hannes Hotz „außerdem kann man rasch und flexibel in ein größeres Büro umsiedeln. Das ist wirklich super!“

Gerne nennt man das Lantech Inkubator bzw. Brutkasten. Junge Menschen dabei zu unterstützen, an das zu glauben, was sie verwirklichen wollen, aber auch einen realistischen Blick auf die Wirtschaftlichkeit und Rentabilität zu gewinnen - „überlebensfähig werden“ - das ist ein Ziel, das Lantech verfolgt. „Innovative Unternehmer sind bei uns immer willkommen! Wir wollen aber auch junge Menschen, deren Ideen in Kinderschuhen stecken, dabei unterstützen, alle Phasen bis zum Erwachsenwerden durchzuhalten!“ erklärt Dr. Siegfried Gohm.

## **Gute Arbeit ist gefragt**

Wie wirkt der Unternehmergeist nach außen und wie denkt der Oberländer über Innovation? Fragen, die im Rahmen einer Umfrage Anfang dieses Jahres gestellt wurden. Die Antworten waren vielfältig, aber eines war klar: Das Lantech ist ein mit frischer Luft durchfluteter Ort, denn die Qualität der Lantech-Unternehmen ist ausgezeichnet! Ob „Mensch im Unternehmen“, ob „Kommunikation bei Software-Entwicklungsprojekten“ oder „Winter ohne Schnee“ uvm. Lantech stellt Fragen, um Lösungen zu finden und lädt die Region immer wieder zu spezifischen Fachvorträgen und Diskussionen ein, um die Zukunft mitzugestalten und mitzuformen.

## **Starthilfe oder Erfolg planen?**

„Wer mir vor einem Jahr erzählen wollte, dass ein Geschäftsplan für den Unternehmensaufbau sinnvoll sein sollte, den hätte ich schlichtweg ausgelacht. Aber meine Ansicht hat sich um 180 Grad geändert. 4 Monate haben wir uns intensiv mit Beratern und Experten über das Unternehmensziel, die Finanzplanung und die Produktvermarktung auseinandergesetzt und in einem Geschäftsplan zusammengeschrieben.“ so Andreas Eckhart von LSC Linux SOLUTION Center „Ja, wir waren sehr erfolgreich - wir haben den businessplan Wettbewerb Lantech Award und Adventure X 2004 gewonnen.

Aber nicht nur das: Wir haben durch diese Betreuung und Beratung unendlich viel für unser Unternehmen dazugelernt und unser Produkt weiterentwickelt.“

Andreas Eckhart, Toni Strobl und Gerhard Eckhart von LSC-Linux-SOLUTION-Center konnten mit dem Produkt IAC-Box alle Juroren überzeugen. Die IAC Box ist eine Softwarelösung, die

eine Abrechnung von zeit- und/oder mengenmäßig beschränkten Zugang ins Internet ermöglicht. Das ist vor allem für alle Beherbergungsbetriebe, Campingplätze, Pensionen bis hin zu Kongress- und Messezentren. „Plug und Play“ ist das Stichwort.

Andreas war einer von 10 Unternehmern im Lantech, die dieses Coaching in Anspruch genommen haben. „Vor allem durch das Schreiben eines Geschäftsplans, gekoppelt mit Gesprächen mit Praktikern profitieren die Jungunternehmer. Meine Erfahrungen bestätigen, dass diese Art der Beratung besonders sinnvoll ist, und dieses Angebot allen Jungunternehmern im Bezirk zur Verfügung stehen soll“ meint Lantech-Coach Ing. Dieter Lhota über die „erweiterte“ Starthilfe.

#### Wo ist der Unternehmergeist im Tiroler Oberland?

Lantech ist immer wieder auf der Suche nach neuen Persönlichkeiten, die in sich den Unternehmergeist spüren und der auf der Suche nach einer Heimat ist. Raum und Zeit bietet das Lantech für jene, die sich auf ihre eigenen Ideen einlassen und ihnen eine Chance der Verwirklichung geben wollen. Vielfältig ist das Angebot und gerne wird es genutzt! Lantech ist das Zentrum, in dem der Unternehmergeist weht und damit die ganze Region stärkt.

*Mag. Sabine Volgger*



# HOPPE: DAS GESUNDE UNTERNEHMEN

Dort etwas schaffen, wo es arbeitssuchende Menschen gibt, der Arbeit Sinn geben, Menschen zum eigenständigen Denken und Handeln motivieren: Nach diesen Grundideen hat vor vierzig Jahren das Familienunternehmen HOPPE in Südtirol und kurz danach im Münstertal Fuß gefasst.

Das Unternehmen HOPPE gehört zu den größten privaten Arbeitgebern in Südtirol und hat mit seiner internationalen Dimension Industriegeschichte geschrieben. HOPPE ist europaweit Marktführer in der Entwicklung, Herstellung und Vermarktung von Beschlagsystemen für Fenster und Türen. Ca. 1.000 Mitarbeiter sind in den drei Südtiroler Werken beschäftigt, davon etwa zwei Drittel im Vinschgau. Darüber hinaus sind in der Holding und der Vertriebsgesellschaft im Münstertal weitere 62 Menschen in Arbeit. Weltweit operiert HOPPE mit neun Werken und ca. 3.000 Mitarbeitern und verfügt über 129.300 m<sup>2</sup> Produktionsfläche auf 461.100 m<sup>2</sup> Werksgelände in Deutschland, Südtirol, Tschechien und den USA. Die Vertriebsgesellschaften in der Schweiz, in Frankreich, in Spanien, in Großbritannien sowie in den USA vermarkten weltweit „Den guten Griff“. Die Werke in Schluderns (seit 1964), in Laas (seit 1987) und in St. Martin in Passeier (seit 1972) entwickeln und produzieren Beschlagsysteme aus Aluminium, Kunststoff und Messing. Die HOPPE AG St. Martin ist verantwortlich für die Vermarktung auf den Märkten Italien, Österreich und Südosteuropa, während sich die HOPPE AG im Münstertal (seit 1972) mit dem Aufbau neuer Märkte befasst, um diese dann bei entsprechender Größe an eigene Gesellschaften zu übergeben. Schwerpunkte der Münstertaler sind die Märkte Spanien, Türkei, Naher Osten sowie China und Korea. Voraussetzung für diese Aufgabe ist neben Fremdsprachkenntnissen ein hohes Einfühlungsvermögen in fremde Kulturen.

**Erfolgsrezept** - Die enge Verflechtung mit dem wirtschaftlichen und sozialen Einzugsgebiet ist fester Bestandteil der Unternehmenspolitik und zugleich eines der Erfolgsrezepte. Dadurch lassen sich auch in abgelegenen Regionen wie dem Vinschgau und dem Münstertal für die ganze Welt wertvolle Leistungen erbringen, sowohl in Produktion als auch in der Vermarktung. Den Menschen der Region werden gleichzeitig hoch-

interessante und erfüllende Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt. Für leistungsstarke Mitarbeiter gibt es natürlich entsprechende Aufstiegsmöglichkeiten in die Führung des Unternehmens.

Ein weiteres, wohl das wichtigste, ist das Verhältnis zwischen Unternehmensleitung und Mitarbeitern. Hier hat HOPPE ein Erfolgsrezept entwickelt, das im Kernsatz lautet: „Führen heißt Sinn geben“. Die Mitarbeiter, die in den vier Jahrzehnten von anfänglich ungelerten, zu - vielfach in den Werken in Deutschland ausgebildeten - fachlich hochqualifizierten Arbeitskräften geworden sind, werden bei HOPPE zum eigenständigen Denken und Handeln angeleitet. Dies trifft die Grundveranlagung des handelnden Menschen nach bewusster beruflicher Selbstverwirklichung. Ein Unternehmen kann nur erfolgreich sein, wenn seine Mitarbeiter ihre Erfahrungen und eigenen Ideen einbringen. Auch in dieser Hinsicht verfügt HOPPE über ein großes Potential durch die hier arbeitenden Menschen mit ihrem ausgeprägten gesunden Menschenverstand.

**Einheimische Fachkräfte** - Als gleichfalls wichtig wird es empfunden, die Verantwortung für die hiesigen Betriebe einheimischen Fachkräften anzuvertrauen. HOPPE schöpft also umfassend aus dem in der Region vorhandenen Potential, dies fördert unter anderem die Verbundenheit und vernetzt menschliches Schaffensvermögen mit den unternehmerischen Zielen.

**Ein gutes Ergebnis** - Das Ergebnis der fast 40-jährigen Tätigkeit (die Eintragung des Unternehmens im Handelsregister geschah am 15. April 1965) von HOPPE in Südtirol und der fast ebenso langen im Münstertal entspricht allen Erwartungen: sinngebende Arbeit, eine moderne und nach neuesten Gesichtspunkten ausgerichtete Produktion, ein Netzwerk von Verbindungen in die weltweiten Absatzmärkte und modernste Betriebsstrukturen in produktiver wie in menschlich-sozialer Hinsicht. Enge Verwurzelung in einem Wirtschaftsraum, der in den Jahrzehnten konstant gewachsen ist, moderne Arbeitschancen für die Jugend, gesichertes Einkommen und gekonnte Abstimmung mit den Entwicklungserfordernissen einer Region, die in der Industrie eine volkswirtschaftliche Säule von tragender Kraft erkannt hat: HOPPE: ein gesundes Unternehmen.

*Christoph Hoppe*







## Die ArvenArche Val Müstair.

**Das Arvenholz (Zirbelkiefer) erinnert eher an „Grossvaterszeiten“... die ArvenArche ist seit 2002 einen innovativen Weg gegangen.**

Die Idee eines gemeinsamen Marktauftrittes einiger Schreinereien des Val Müstair entwickelte sich im Sommer 2002 nach mehreren Gesprächen zwischen den Partnern der **ArvenArche Val Müstair** und den damaligen Leitern der moving-AlpsValMüstair, Thomas Malgiaritta, Fausto de Stefani und Danilo Nussio.

In einer Zeit der marktübergreifenden Globalisierung war das Ziel in einer eher ungünstigen, geografischen Ausgangslage wie das Val Müstair, ein so ehrgeiziges Projekt anzugehen, eher aussichtslos bzw. demotivierend.

Trotzdem konnten sich die 5 Unternehmen: Frars-Hohenegger SA aus Fuldera, Curdin Bott aus Valchava, Frars Fallet, AMAR Arvenmöbel AG, sowie die Producta Marketing GmbH alle aus Müstair, dazu entschliessen die Ziele des gemeinsamen Projektes ArvenArche zu verfolgen.

Dass der Arvenbaum (Zirbelkiefer) in der Region wächst und die Schreiner mit dem Konzept der ArvenArche die ganze Wertschöpfungskette im Val Müstair unterstützen konnten, war eines der Hauptziele der Partnerschaft.

Andererseits war es an der Zeit sich gemeinsam an einem Tisch zu setzen und die, allen Unternehmen des Val Müstair gleichen Problemfelder zu durchleuchten und den Versuch zu starten einen, unter Mitbewerber sinnvollen und gemeinsamen Weg zu gehen. Die Auslastung der Unternehmen, die Sicherung der Arbeitsplätze, die Aussicht neue Märkte ausserhalb des Val Müstair zu öffnen waren nur einige der grundlegenden

Aspekte, welche in der Gründungszeit der ArvenArche genug Motivation gaben sich gemeinsam zu bewegen.

Weiters wurde die langjährige Tradition in der Verarbeitung und die gesundheitlichen Aspekte des Arvenholzes zu den Hauptverkaufsargumenten der ArvenArche: es ist u.a. wissenschaftlich nachgewiesen worden, dass sich die Atmung und die Herzfrequenz in einem Arvenbett anders verhalten.

Der ArvenArche Val Müstair gelang es Ende 2002 ca. 30 nationale und internationale Designer zu überzeugen mit dem traditionellen Arvenholz neue Möbelideen in einem Designerwettbewerb einzubringen. Aus den über 40 Designvorschlägen konnten im Januar 2003 drei Möbellinien entwickelt und realisiert werden.

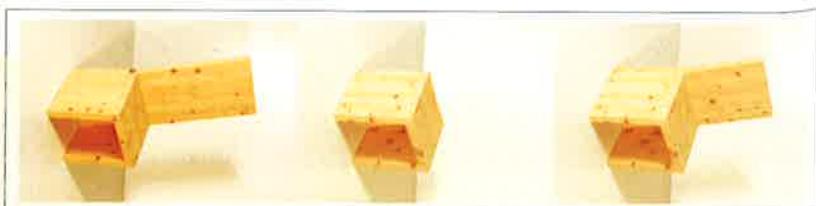
Zur Zeit werden drei Produktgruppen angeboten: Die Möbellinie „Carlin“, „Quarto“ und das undefinierbare Möbelkonzept „studiarve, das Denkerbrett“, welches nach den Feng Shui Gesetzen konzipiert und kreiert wurde.

Die ArvenArche verfolgt für die kommenden Jahre eine intensivere Zusammenarbeit innerhalb der 5 Partner-Unternehmen. So konnte u.a. die Auslastung der 4 Schreinerbetriebe in Zeiten von Produktionsengpässen auf alle verteilt bzw. aufgeteilt werden.

Gemeinsam werden auch in Zukunft die Einkäufe von Holz, Verbrauchsmaterial, usw. getätigt, wobei sich einige der Lieferanten bereit erklärt haben die Initiative durch die Vergabe von besonderen Rabatten und Jahresendebonus zu unterstützen.

Und eine der schönsten Erfolgserlebnisse bekommt die ArvenArche immer wieder, denn sie wird als Beispiel in unterschiedlichen Gremien gerne als Pilot-Projekt vorgezeigt.

www.producta.ch



# EVELIN FRANK

EINE INNOVATIVE CHEFKÖCHIN AUS DEM VINSCHGAU

Evelin (26) in Eysr geboren, kocht mit Leidenschaft. Immer auf der Suche nach neuen Kreationen arbeitete sie in den renommiertesten Häusern Europas. Als junges Mädchen verbrachte sie

einige Sommer auf der Alm und wollte Polizistin werden, aber inzwischen ist sie Chefin geworden und hat mehrere Nationale und Internationale Meisterschaften gewonnen (Italienmeisterschaft

2004 in Rom, Internationale Meisterschaft in Kanada). Beim Kochen verwendet sie auch ungewöhnliche Gerätschaften, um ständig neue Kreationen zu schaffen. „Kochen kann so schön sein“.



# DAS UR

*Non è un caso che il primo presidio Slow Food dell'Alto Adige sia nato proprio in Val Venosta. Per ragioni storiche ed economiche questa valle ha potuto preservare, più di altre, un ricco patrimonio di tradizioni gastronomiche e popolari, che è ancora oggi parte integrante del suo tessuto sociale ed umano. La sua posizione periferica, piuttosto defilata rispetto ai grandi flussi turistici, l'ha messa al riparo da eccessi urbanistici e l'avvento relativamente recente della monocultura delle mele non ha fatto in tempo a cancellare memoria e colture antiche. Non va dimenticato in questo contesto il carattere orgoglioso e caparbio dei suoi abitanti, nonché la loro capacità di ingegnarsi e scovare risorse e nicchie di mercato. Dalla produzione degli aceti di mele, alle coltivazioni di erbe aromatiche e di albicocchi, allo sviluppo della coltivazione dei piccoli frutti fino alla riqualificazione delle malghe e della produzione casearia è tutto un fiorire di iniziative qualificanti e solide.*

*L'Ur Paarl è uno di questi progetti, ed ha permesso, in 10 anni, di riportare a galla la tradizionale coltivazione della segale nei masi di montagna e di offrire ai consumatori, grazie al lavoro di una decina di panettieri, un pane fatto secondo la „regola antica“ gustoso e sano. Certo, il versante montano di Corces non tornerà a coprirsi di spighe come era fino agli anni 50, né lungo i torrenti torneranno a macinare segale le decine di mulini ad acqua attivi fino a pochi decenni fa, eppure il segnale è positivo. Le colture di segale, così ben integrate in un territorio dove le precipitazioni scarseggiano e dell'irrigazione centellinata e ragionevole si era fatta una vera e propria scienza, rappresentano una testimonianza di antica sapienza contadina, di sfruttamento consapevole del territorio. La mela ha certamente portato il benessere, ma ha cambiato anche secolari regole nell'utilizzo proprio delle risorse naturali. L'acqua per l'irrigazione a pioggia dei meleti ha soppiantato l'irrigazione a rogge, ma ha anche marginalizzato la coltivazione delle preziose albicocche. Solo i masi di montagna sono rimasti esclusi, giocoforza, da questo processo, e proprio tra essi, grazie al sostegno del progetto Partner, si è riscoperto l'“oro bruno“: la spiga di segale. Manca, è vero, in questo rilancio agricolo, una consapevole ricerca delle fonti genetiche della segale. La ri-*

*qualificazione, cioè, delle varietà antiche, ma anche in questa direzione si può fare qualcosa. La prima mossa è stata proprio la creazione del Presidio, che insieme ad indubbi vantaggi porta anche dei vincoli, come appunto il rispetto e la qualificazione della filiera.*

*La presentazione del nuovo presidio è avvenuta a Torino nel corso del Salone del Gusto di Slow Food alla fine di ottobre, accanto a decine di altri presidi che raccontano il meglio della produzione gastronomica non solo italiana ma internazionale. I progetti di Slow Food però non si fermano qui, e per quel che riguardano la Val Venosta sono già in corso contatti tra produttori ed enti provinciali per la valorizzazione e la salvaguardia delle varietà tradizionali delle albicocche della Val Venosta. Ma il circuito virtuoso che dovrebbe innescarsi grazie all'attenzione suscitata dalle iniziative di Slow Food dovrebbe portare anche alla valorizzazione di prodotti marginali ma importanti come le Palabirnen utilizzate dopo l'essiccazione per fare il Früchtbrot ed altri ancora*

*Ma che cos'è l'Ur Paarl?*

Das „Ur-Paarl nach Kloster Art“ ist die ursprüngliche und älteste Variante des „Vinschger Paarls“, des typischen schmackhaften Brotes aus dem Vinschgau, dessen Kennzeichen die weiche, dunkelbraune Kruste und der lockere Teig aus dunklem Roggenmehl sind. Duft und Geschmack sind, manchmal auch in markanter Weise, durch das einzigartige Aroma der Fenchelsamen geprägt. Die traditionelle Form entspricht einem flachgedrückten „Achter“, wobei - wie der Name bereits andeutet - zwei rund geformte flache Laibe zu einem „Paar“ vereint werden. Die Größe der Brote ist unterschiedlich (der Durchmesser reicht von 10 bis zu 30 Zentimetern, die Dicke von 2 bis zu 3 Zentimetern). Das Originalrezept gehört den Benediktinermönchen des zaubernden Klosters Marienberg (oberhalb von Burgeis), und die Bäcker, die sich an ihre Anweisungen halten, stellen das Ur-Paarl mit natürlicher Hefegärung aus Roggenmehl her, dem auch Dinkelmehl beige-mischt wird. Jeder Einzelne gibt dem Brot seine persönliche Note durch Zugabe verschiede-

ner Mengen von Fenchelsamen, wildem Kümmel und Trigonella caerulea, die allesamt zu den heimischen Kräutern zählen.

Dieses einzigartige Brot wurde dank der Auffindung des uralten Rezeptes wieder entdeckt, welches vom letzten vor kurzem verstorbenen Klosterbäcker verwahrt wurde. Aber auch dank eines in den frühen neunziger Jahren in die Wege geleiteten Projekts, an dem sich ungefähr fünfzig Bergbauern und eine kleine Vereinigung ortsansässiger Bäcker beteiligt haben und bei welchem sich die Ersten um die Wiedereinführung des Roggenanbaus auf ihren Feldern und die Zweiten um die Verarbeitung des Roggenmehls zu diesem schmackhaften Brot bemühten. Bis in die fünfziger Jahre war in dieser Gegend der Roggenanbau wegen des trockenen und durch geringe Niederschläge geprägten Klima weit verbreitet, so dass der mittlere und obere Teil des Vinschgaus als Kornkammer Tirols galten.

Das Paarl ist - zusammen mit dem „Schüttelbrot“ aus dem Eisacktal und dem „Pusterer Breatl“ mit seiner runden und etwas größeren Form - eines der drei typischen „Vorratbrote“ Südtirols, die man seit uralten Zeiten kennt. Ihre besondere gemeinsame Eigenschaft besteht darin, dass sie auch als hartes Brot genossen werden können, nachdem man sie in den typischen bäuerlichen Brotrahmen als Vorrat für das ganze Jahr trocknen lässt. Es liegt in der Absicht des Vorstandes, das Projekt zu unterstützen und die Einführung bzw. den Anbau der alten Roggensorten zu fördern.



# PAARL

Zu Tisch! Heute wird das Ur-Paarl täglich hergestellt, während es einst nur zwei- oder dreimal im Jahr im Holzofen gebacken wurde (so wie es heute noch in einigen Bergbauernhöfen geschieht). Frisch und dünn mit Butter bestrichen, passt es sowohl zu Marmeladen beim Frühstück als auch als idealer Begleiter für Speck und geräucherte Wurst zur Marende sowie zu den schmackhaften Gerichten der typischen Südtiroler Küche. Hart wird es mit der eigenen „Brotgrammel“ zerstückelt und in warmer Milch aufgeweicht oder in

heißen Suppen serviert, wie zum Beispiel die Lottersuppe, ein altes Arme-Leute-Gericht, das mit Fleischbrühe, einigen Fleisch- oder Speckstücken und dem harten zerkleinerten Brot zubereitet wird

*Per concludere, diciamo che se il Presidio Slow Food potrà contribuire a mantenere vivo non solo il ricordo, ma anche il valore sociale ed economico di un prodotto raro ma prezioso come l'Ur Paarl il suo scopo sarà raggiunto ed altri ne potranno seguire, perché, il valore delle cose, sta sempre meno nella loro quantità e reperibilità, ma nelle qualità immanenti ed estrinseche che esse portano e sanno offrire.*

*Angelo Carrillo*



# DER MARKT VERLANGT NACH NEUEN IDEEN...



HANSJÖRG HAAG  
KONDITIONERMEISTER UND INNOVATIVER CHOCOLATIER

Für Naschkatzen und Naschkater gibt es seit einiger Zeit eine Geheimadresse. Die kleine Konditorei in der Landecker Maisengasse gilt als besonderer Tipp für Anhänger der süßen Köstlichkeit. Gute, sehr gute und hervorragende Schokoladen gibt es weltweit. Doch Schokoladen mit raffinierten Füllungen, hergestellt aus Tiroler und burgenländischen Naturprodukten, Stück für Stück von Hand gefertigt, das ist etwas Besonderes, das gibt es nur hier...

Wenn man in Landeck, der Oberinntaler Bezirksstadt, eine Konditorei eröffnet, gibt es zwei Möglichkeiten. Die Eine, man hält sich an herkömmliche Rezepte, rollt Apfelstrudel, rührt Nuss-, Schokolade-, Biskuit- und andere Torten, fertigt Kipferl, Kolatschen, Stollen und Guglhupf und wird damit zweifellos seinen Kunden Gutes anbieten. Die Andere, man denkt nach, entwickelt neue Rezepte, sinnt über raffinierte Mischungen und Möglichkeiten nach, überrascht laufend die Kunden mit köstlichen Kreationen aus der Backstube und erobert sich landauf landab die Gilde der Anhänger der süßen Zunft. Hansjörg Haag hielt sich an das zweite Konzept und die Tatsache, dass die kritischen Tester des Gourmet-Magazins von Gault Millau dem Landecker Konditor die „Goldene Kaffeebohne“ für aussergewöhnliche Leistungen verliehen haben, war für Herrn Haag nicht die Endstation einer erfolgreichen Laufbahn, sondern der Anfang für neue Ideen.

Einmal ein anderes Weihnachtsgeschenk... wünschten sich die Manager einer großen österreichischen Bank für ihre Kunden und Angestellten. Kalender und Wein im Dreierpack oder Kugelschreiber im Geschenkkarton sind sicher nützlich, aber langweilig. Der Banker, die Marketingexpertin Theresa Fiegl und der Konditor trafen sich bei einem belebenden Kaffee und die Geschenkidee wurde geboren. Die Bank-Angestellten sollten mit einer ganz besonderen Schokolade beschenkt werden, Gefertigt von Hansjörg Haag nach eigenen Rezepten.

Das Experiment gelang und wurde ein voller Erfolg! Die Basis für einen völlig neuen Geschäftszweig war gelegt. Der Rest war Teamwork.

Um die Ideen umsetzen zu können, braucht es Partner. Die fand Herr Haag im eigenen Land. Der für die zukünftige Schokoladeproduktion benötigte Süßrahm kommt aus der Biosennerei Kaunergrat, Prutz, die vom engagierten Senner Reinhard Mair anno 1994 gegründet wurde. 13 Bauern, alle Züchter von Tiroler Grauvieh, einer Rinderrasse die vom Aussterben bedroht war, schlossen sich zu einer Genossenschaft zusammen. Das Ergebnis, silofreie Milch von allerbesten Qualität, aus welcher wiederum hochwertiger Süßrahm gewonnen wird.

Um Schokolade herstellen zu können, benötigt der Fachmann Couvertüre. Die Erzeugnisse aus dem belgischen Ort Callebaut und dem französischen Lieferanten aus Valrhona schienen dem kri-

tischen Chocolatier aus Landeck die besten. Seither beliefern sie den Tiroler Betrieb mit 1a Produkten. Nicht genug, die neue Schokolade verlangte nach einem speziellen „Innenleben“. Herr Haag setzte sich mit Christoph Kössler aus Stanz bei Landeck zusammen. Kössler ist mehrfach preisgekrönter Hersteller von Edelbränden, vornehmlich destilliert von der besonders aromatischen Stanzer Zwetschke. Eine Füllung auf der Basis dieser köstlichen Tiroler Spezialität würde sensationell sein!

In Österreichs östlichem Bundesland, dem Burgenland, erzeugt in Illmitz Herr Kracher die besten Spätlesen. Auch Herrn Krachers Produkte wurden mit zahlreichen in- und ausländischen Prädikaten ausgezeichnet. Die Traminer Beerenlese, so befand Herr Haag nach eingehendem Verkosten, wäre hervorragend als Ausgangsprodukt für eine raffinierte Schokoladenfüllung geeignet. In Flaurling, einem kleinen Dorf westlich von Innsbruck, wohnt Frau Walburg Mair. Ihre Spezialität ist eine Preiselbeermarmelade, die sie aus handgepflückten, sorgfältigst verlesenen Preiselbeeren herstellt, die von den Berghängen des Tiroler Ötztals stammen.

Vom Rohprodukt zur Schokolade

Die Werkstätte oder besser gesagt die Schokoladenproduktionsstätte in Landeck ist überraschend klein, doch es riecht betörend nach Schokolade. In einem Spezialgerät, einer Art Wanne

# TIROLER EDLE\*

mit Almrosenhonig



\*edle Schokolade  
von edlem Grauvieh  
für edle Genießer

mit Pump- und Drehvorrichtung befindet sich flüssige Schokolade. Die Masse, die seidig glatt schimmert wird laufend bewegt, denn diese Bearbeitung gibt dem späteren Produkt jenen begehrten Schmelz. Gute Schokolade muss auf der Zunge zergehen!

Auf einem Ständer befinden sich Plastikformen, die den Eiswürfelbehältern aus dem eigenen Kühlschrank verblüffend ähnlich sehen.

In diese Formen, sie entsprechen der späteren Schokoladetafel, wird flüssige Schokolade von Hand gegossen. Was zuviel ist, wird mit einer Spachtel abgestrichen, dann kommt die Tafel in einen Ständer, wo die Schokolade solange trocknet, bis sie fest geworden ist. Nach diesem ersten Arbeitsgang folgt der nächste, die Schokolade wird gefüllt. Es wurden cremige Mischungen auf der Basis von Traminer Spätlese oder Oberländer Zwetschenbrand entwickelt, sowie ein fruchtigfrisches Preiselbeergelee. Nach dem Befüllen wird mit Schokolademasse abgeschlossen, trocknen lassen, aus der Form kippen, in Stanniol wickeln und mit einer Banderole komplettieren, die Schokolade ist fertig!

Das alles klingt eigentlich einfach, doch dahinter steckt lange Arbeit. Versuche wurden gestartet, man hat getestet, experimentiert, verkostet, die Lagerfähigkeit wie die Festigkeit geprüft, bis man an eine Produktion in größerem Umfang denken konnte.

Apropos Umfang! „Man kann keine Riesenmengen erzeugen“, erklärt sachlich Herr Haag und fügt an, dass er eigentlich auch nicht an Vergrößerung denkt. Man hat seine Grenzen, denn es gibt nicht genügend Rahm, zum Beispiel im Sommer, wenn das Vieh auf der Alm ist, sieht es schlecht aus. Auch Edelbrände, Spätlesen und Marmelade in hochwertiger Qualität gibt es nicht in großen Mengen. Herrn Haag stört das nicht, denn er findet, das sei sogar gut, denn so bleibt die Güte der Schokolade unvermindert erhalten und nur das allein zählt.

Ein kleines, aber köstliches Sortiment

Zur Zeit gibt es unter dem Titel „Tiroler Edle“ bei Hansjörg Haag 11 verschiedene Sorten. Einmal die Edle mit einer Füllung mit Edelbrand von der Stanzer Zwetschke. Dann eine mit einer Füllung auf der Basis eines Brandes von der Williamsbirne, eine gefüllt mit Örtzaler Preiselbeeren, eine Sorte mit einer Füllung aus feinem Nougat, eine besteht aus Tiroler Walnüssen und eine wird als Edelbitter-Schokolade geliefert.

Dazu kommt mit „edel & gut“ ein Duo in welchem Produkte aus dem Hause Kracher verarbeitet sind. Einmal ein Weingelee, hergestellt aus Traminer Beerenauslese und eine Nougatfülle, die mit Traminer Beerenauslese versetzt ist.

Die Füllungen sind keine Flüssigkeiten, sondern feine Cremes. Sie bilden mit der Schokolade, die einen Mindestanteil von 60 % Kakao enthält, ei-

ne perfekte Einheit, die mit zartem Geschmack und einer fruchtigen Ergänzung jeden Schokoladefreund begeistert.

Ein eigenes Thema- der Vertrieb

Die „Feinen aus Landeck“ erhält man nicht überall. Einmal selbstverständlich bei ihm in Landeck, dann hat er einige Stützpunkte geschaffen, die auf ganz Österreich verteilt sind. Eine weitere Bezugsform ist die „Tiroler Bauernkiste“. Dabei handelt es sich um ein Projekt, das in Tirol entwickelt wurde. Frau Fiegl, ist DI der Agrarökonomie und ihr besonderes Anliegen war es, bäuerliche Produkte unters Volk zu bringen. Sie hat mit der „Tiroler Bauernkiste“ eine Vertriebsform entwickelt, bei welcher in gleichbleibender Qualität ein bäuerliches Warensortiment, je nach Bestellung, Wurst, Käse, Joghurt, Milch, Eier, Süßrahm, Butter, Erdäpfel, Obst, Gemüse, Getränke, Honig, Marmeladen, Brot, usw. enthält und den Kunden ins Haus geliefert wird.

Was bisher gefehlt hat, Süßigkeiten.

Die liefert inzwischen Hansjörg Haag. Es muß der Ordnung halber auch erwähnt werden, auch Frau Fiegl hat wesentlichen Anteil an der Landecker Schokolade. Nicht nur, dass sie dem jungen Chocolatier Mut gemacht hat, sie war bei der Herstellung von Lieferanten-Verbindungen tätig und hat mit guten Tipps aus eigener Erfahrung zum Gelingen beigetragen.

# ARUNDA

Kulturzeitschrift

1-39028 Schlanders, Hauptstraße 10

Tel. & Fax 0473-730103 (vom Ausland 0039-473-730103) e-mail: info@arunda.it

homepage: www.arunda.it

## Redaktion:

Dr. Hans Wielander, Gianni Bodini,

Gerhard Mumelter, Paul Preims

Verantwortlich: Dr. Volker Oberegger

## Lieferbare Titel der Arunda

Anton Frühauf, Meran •• Brot im südlichen Tirol •• Das Kreuz mit der Identität •  
Franz Tumlner •• Musik in Südtirol •• Elemente • Kinder •• Begegnung Engelsburg •  
Verknüpfungen •• Hutterer • Peter Fellin •• Die Arche • Das Unterdach des Abendlandes •  
Alois Kuperion •• Dauerbrenner Südtirol •• Unter schwarzbrauner Diktatur •  
Heu und Stroh •• Sand und Schnee • Gottfried Marsoner •  
Kastanien im südlichen Tirol •• Et in arcadia ego •• Riveselchu • Post ••  
Musica alpina III / IV ••• Der Schweif des Kometen • Milch •  
Natur bin ich •• Pennariás •• Requiem für die Welt •  
Ulten •• Steine / Sassi •• Largo • Vinschgau abstrakt ••• Der Eschenbach ••  
Kreuzweg Hochberg •• Mythos Gletscher •• Tirol an Isel und Drau •••  
Wirtschaften im Rätischen Dreiländereck •

• Einfachnummer 10 Euro •• Doppelnummer 20 Euro ••• Dreifachnummer 30 Euro

Das Jahresabonnement kostet 45 Euro und umfasst 4 Verrechnungspunkte  
Abonnentenbetreuung durch die ARUNDA Redaktion in Schlanders

Günstige Bezahlung aus dem Ausland mit Eurocheck oder mit  
Postüberweisung, Post-Kontokorrent Nr. 12413399 - Arunda Schlanders

## Bankverbindungen:

Raiffeisenkasse Schlanders Arunda - Konto BBAN: L 08244 58920 000300205681  
IBAN: IT 21 L 08244 58920 000300205681 SWIFT: RZSBIT21034

Südtiroler Sparkasse Schlanders Arunda - Konto BBAN: 6045 58920 000000100100  
IBAN: IT 15 R 8045 58920 000000100100 SWIFT: CRBZIT2B024

Südtiroler Volksbank Schlanders Arunda - Konto BBAN: F 05858 58920 047570012000  
IBAN: IT 81 F 05856589200 47570012000 SWIFT: BPAAIT2B047

## Vertrieb im Buchhandel

loewenzahn in der StudienVerlag Gem.m.b.H., Amraser Straße 118  
A-6020 Innsbruck; Fax 0043-512-395045-15  
e-mail: order@studienverlag.at

oder

Studienverlag Bozen, Pillhof 25, I-39100 Bozen;  
e-mail: studienverlag@tin.it  
homepage: www.loewenzahn.at

ISBN: 3-7066-2382-X



